ABC Nachrichten

ARBEITSKREIS BEKENNENDER CHRISTEN IN BAYERN

2013.2

- *Ein Imam auf der Kanzel* Seite 5
- *Der dreieinige Gott der Bibel und der eine Gott des Islam* Seite 7
- *Wie können Christen Muslimen gegenüber den Glauben bezeugen?* Seite 14
- *Interreligiös von Gott sprechen – eine Debatte* Seite 18
- *Christus allein – warum multireligiöse Wege hoffnungslos sind* Seite 23
- *Wer uns wirklich hilft – Christus allein!* Seite 27
- *Weltweit bedrängte und verfolgte Christen* Seite 31
- *Debatte um Bischof Meiser geht weiter* Seite 33
- *Stille finden im Alltag* Seite 36
- *Aus den Gemeinschaften: Was das neue Predigergesetz bedeutet /Termine* Seite 39
- *Neues aus dem ABC / ABC-Freundeskreis* Seite 43
- *Geistliches Wort / Impressum* Seite 44

Liebe Leser!

Wandel braucht Chancen. Jetzt sind sie da: In Bund und Freistaat wird gewählt. Damit wird entschieden über die Weiterentwicklung unserer Gesellschaft. Und auch in der Kirche wird gewählt. Die neu gebildeten Kirchenvorstände haben gerade ihre Dekanatssynoden gewählt; nun müssen Kandidaten für die Landessynodalwahl gefunden werden.

Im Sog des Wahlmarathons schleifen sich die dazu erforderlichen Abläufe ein, verkommen leicht zu Demokratie-„Spielen“, auf die manche/r meint, gut verzichten zu können – wie niedrige Wahlbeteiligungen ernüchternd vor Augen führen. Was sich ebenfalls nolens volens abschleift, ist der Unterschied zwischen dem Typus einer politischen Wahl und dem einer Kirchenwahl. Abzulesen an der irreführenden Bezeichnung von der Synode als „Kirchenparlament“. Damit lassen sich wohl Gemeinsamkeiten betonen: ähnliche Verfahrensabläufe oder das Merkmal der Verantwortlichkeit einer vorgeordneten Autorität gegenüber. Aber schon an diesem Punkt bricht der fundamentale Unterschied zwischen politischem und kirchlichem Leiten auf: Der Souverän allen politischen Handelns ist das Volk, Souverän allen kirchlichen Handelns ist der Herr der Kirche. Somit hat kirchliches und kirchengemeindliches Leitungshandeln grundsätzlich und unverzichtbar *geistliches* Handeln zu sein.

Wo das aus dem Blick gerät, verkommt – jedenfalls tendenziell – Kirche Jesu Christi zu einer gesellschaftlichen Gruppe unter anderen. Sie droht ihre besondere Würde zu verlieren, ihren Auftrag, ihre Verheißung, ihre Lebendigkeit, ihre Kraft, ihren Wert, ihren Segen: *„Wenn nun das Salz nicht mehr salzt, womit soll man salzen? Es ist zu nichts mehr nütze, als dass man es wegschüttet und lässt es von den Leuten zertreten“* (Matthäus 5,13). Von den Leuten zertreten – so sieht Abstimmung mit den Füßen aus, ein ziemlich hässlicher direkt-demokratischer Vorgang.

Demokratie in der Kirche bietet zur Leitung wohl gute Verfahren, aber nur unter der Voraussetzung, dass sie von allen Beteiligten als Chance zu *geistlicher* Leitung begriffen und geübt wird: Wir

sollen darauf vertrauen, dass Gottes Geist auch durch demokratische Verfahren hindurch seine Leitung ausüben kann, sofern diese ihm – gewissermaßen – als Gefäß seiner Offenbarung gereicht werden. Die Neigung, dies zu tun, sehe ich in der gegenwärtigen kirchenleitenden Praxis allerdings wenig ausgeprägt.

An fünf Grundfunktionen apostolischer Gemeindeleitung versuche ich das aufzeigen.

1. Leiten durch Prophetie

Wir dürfen und sollen davon ausgehen, dass die Kunst der Deutung aktueller Verhältnisse verbunden mit klaren Weisungsimpulsen aus der Sicht des lebendigen Gottes der christlichen Kirche über die neutestamentliche Zeit hinaus bis zur Wiederkunft unseres Herrn anvertraut ist und von ihr in Gebrauch genommen werden soll. Selbstverständlich verlangen prophetische Verlautbarungen jeweils der „Prüfung". Doch schon das entsprechende Ansinnen löst in demokratisch verfassten Gremien meist Verlegenheit bis Schmunzeln aus. Was zur Frage führt: Sind Demokratien etwa schlechte Resonanzräume für das Heilige oder bedürften sie nicht eher – zumal in der Kirche – der Heiligung?

Jedenfalls bleiben in den Leitungsgremien der Kirche prophetische Impulse oft lange ohne eigentlichen Widerhall, wie etwa dieser: *„Wenn nicht alles täuscht, so stehen wir heute in einem Glaubenskampf, einem Kirchenkampf, gegenüber dem der Kirchenkampf im „Dritten Reich" nur ein Vorhutgefecht war. Das Unheimliche dabei ist, dass dieser heutige Kirchenkampf vielfach kaum erkannt, ja allermeist verharmlost wird und unter Tarnworten wie Pluralismus voranschreitet …"* (Herrmann Dietzfelbinger, 1971 auf der EKD-Synode in Berlin-Spandau).

2. Leiten durch Lehre

Lehre setzt Gültigkeit von Wahrheit voraus. *„Der Verzicht auf die Wahrheit ist der eigentliche Kern unserer Krise. Und wo die Wahrheit nicht mehr trägt, da hält auch die noch so hübsche gemeindliche Solidarität nicht mehr zusammen, weil sie letztlich grundlos ist. Wie weithin leben wir aus dem scheinbar so demütigen, in Wahrheit so hochmütigen Spruch des Pilatus: Was ist Wahrheit? Aber gerade damit stehen wir Christus entgegen. Gewiss entsteht eine große Gefahr, wo Menschen allzu griffig und allzu sicher über die Wahrheit zu verfügen meinen; aber eine noch größere Gefahr entsteht, wo gemeinschaftliche endgültige und verbindlich-verbindende Aussage der Wahrheit als nicht mehr möglich angesehen wird."* (Joseph Ratzinger, Silvesterpredigt 1979)

Wenn Wahrheit zu gelten hat, dann ist sie in jeder Generation neu auszusagen und bei jeder Infragestellung neu argumentativ herzuleiten und zu bekräftigen. Demokratien tun sich naturgemäß schwer damit. Bei der grundgelegten Vielstimmigkeit von Ansichten ist eher mit Toleranz der Verschiedenheit, ja mit Einebnung der Standpunkte zu rechnen als mit „Unterscheidung". Die Gabe der Unterscheidung aber ist eine Gabe des Heiligen Geistes, die in Gebrauch genommen werden soll. Auf diese Gabe sind Kirche und Gemeinde angewiesen, um geistlich intakt zu bleiben, das heißt, um nicht ihr Wesen, ihre

Berufung und ihren Segen im Konzert der vielen Stimmen zu verspielen.

3. Leiten durch Schriftauslegung

Grundlage aller christlichen Lehre ist die Heilige Schrift. In der Zuspitzung durch die Bekenntnisproklamation *sola scriptura* schälten die Reformatoren das Universal-Gültige christlichen Glaubens im Gegenüber zu allem Sonst-Religiösen heraus und präsentierten es pointiert als einzigartig und absolut: Kriterium ist der in Christus lebendige Gott, der sich aus Liebe zu seinem Volk offenbart. Und dies eben in der Schrift. Dadurch ist sie bleibend gültig „Heilige" Schrift.

Nun aber haben wir ein Problem: *"Wir haben so gut Exegese gelernt, dass wir mit unseren Bemühungen um die Schriftauslegung gerade beim Gegenteil dessen angelangen können, was in der Bibel geschrieben steht"* (Bischof Prof. Joachim Heubach). Dieser in den 70er Jahren noch eher als wirklichkeitsfremd empfundene Satz charakterisiert heute kirchenleitende Praxis, etwa bei der dogmatisch-ethischen Bewertung einer bestimmten Lebensform, die nach dem Schriftbefund Gott zwar ein Gräuel ist, aber von Kirchenleitenden aus seelsorgerlichen Gründen als „gut vertretbar" qualifiziert und ohne das Bemühen um schlüssige und nachvollziehbare Hermeneutik – quasi ex cathedra – mit dem Unbedenklichkeitssiegel *„keine Sünde"* etikettiert wird.

Nach dem Gewaltenteilungs-Schema hätten nun die anderen kirchenleitenden Organe in der verfassungsmäßigen Wahrnehmung wechselseitiger Verantwortung die Aufgabe, korrigierend einzugreifen. Wie aber sollte das von einem Gremium zu erwarten sein, das sich der Vielstimmigkeit eines Parlaments verpflichtet weiß, aber angesichts konkreter Herausforderungen keine ausgeprägte Praxis des gemeinsamen Hörens auf Gottes Stimme in der Schrift kennt.

4. Leiten durch Gebet

Wenn wir berücksichtigen, dass Leiten in der Kirche überwiegend in Leitungsgremien und damit auf der horizontalen Ebene geschieht, wir als Glaubende uns andererseits in das Grundverhältnis Gott – Gottesvolk gestellt wissen, also in die vertikale Ebene von Leitung, dann verlangt dieses Beziehungskreuz der Ebenen das *gemeinsame* und *konkrete* und *hörende* Beten.

Zwar sind in Kirchenvorstands-, Synoden- und Landeskirchenratssitzungen Kurzandachten bis hin zu Gottesdiensten gut verankert. Festzustellen ist jedoch, dass das *gemeinsame* Beten über den *konkreten* Herausforderungen der Tagesordnung in den Gremien der Kirche weithin unbekannt ist. Offenbar ist auch die Erwartung, dass der lebendige Gott in seinem liebenden Interesse für sein Volk sich in das Geschehen von Kirchenleitungsangelegenheiten hinein mit seinem Willen *offenbaren* kann und will, nur recht gering ausgeprägt.

Dabei gilt: *„Sich Gott zur Verfügung zu stellen, heißt, da sein für die Welt. Gott will durch betende Menschen in der Welt wirken. Aus diesem Grunde dürfen wir Beten und Tätigsein niemals auseinanderreißen. Sie gehören so zusammen, wie Christus und Nächstenliebe*

zusammengehören. Man kann nicht beten, ohne dass auf unser Verhalten und Tun eine verändernde Wirkung ausgeht" (Prof. Manfred Seitz, Evangelischer Erwachsenen-Katechismus).

5. Leiten durch Priorisierung

Der Kirche sind im Laufe ihrer reichen Geschichte viele Aufgaben zugewachsen. Damit hat sich freilich eine Unübersichtlichkeit eingestellt, genauer: eine Unklarheit darüber, was der Kirche eigentlicher Auftrag ist. So lässt man in ihren Gliederungen so allerlei nebenher gelten, was nicht nur unverbunden je eigene Wirksamkeiten entfaltet, sondern auch solches, was in der Zusammenschau als widersprüchlich auffällt:

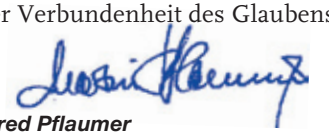
- Das Christuszeugnis – Gott sei Dank! – in vielen Gemeindegottesdiensten und zugleich die Propagierung der Gleichheit aller Religionen in etlichen kirchlichen Bildungsvorhaben.
- Die Verkündigung der Auferstehung unseres Herrn als Schlüssel zum Heil der Menschen und andererseits die Bestreitung eben dieser Botschaft im kritisch-skeptischen akademischen Diskurs.
- Die geistliche Ausrichtung auf das Wiederkommen unseres Herrn zur Neuschöpfung von Himmel und Erde und die dränglerische Forderung nach der Erfüllung des „Reiches Gottes – jetzt!", das angeblich allein in das Handeln gut meinender Menschen gelegt sei.

Das Prinzip der Priorisierung zielt nicht, zumindest nicht in erster Linie, auf Einspareffekte, sondern vor allem darauf, alle anvertrauten Ressourcen konzentriert und voll umfassend verfügbar zu halten im Sinne des eigentlichen „Berufs" der Kirche. Es geht auch nicht darum, durch Profilierung das Image der Kirche etwa in ihrer Außenwirkung aufzupolieren, sondern allein darum, dass in der Kirche geschieht, wozu ihr Herr sie unaufgebbar bestimmt hat: *„Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum geht hin und macht zu Jüngern alle Völker: Tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehrt sie halten alles, was ich euch befohlen habe."* (Matthäus 28,18f.).

Somit stellt sich die Leitungsaufgabe, die Kirche in ihrer gegenwärtigen Gestalt behutsam und zugleich entschlossen herauszuführen aus der zeitgeistigen Verfangenheit in der Pluralismusfalle. Umdenken, Umorientierung, Abklärung sind erforderlich, also: geistliche Akte – Akte der Buße.

Wandel braucht Chancen. Diese liegen nicht in noch so akribisch organisierten Wahlen und nicht in noch so gut demokratisch legitimierten Mehrheitsentscheidungen an sich, sondern in Gottes Geist. Gemeinsam sich auf diesen Geist einzustellen, ihn zu erwarten, zu erbitten, sich von ihm bestimmen zu lassen und ihm in den je konkreten Vollzügen gehorsam zu sein – das ist geistliche Leitung. Deren sehe ich uns in der Kirche sehr bedürftig. Diesen Impuls wollen wir auch als ABC immer wieder neu einbringen.

In der Verbundenheit des Glaubens grüßt herzlich



Manfred Pflaumer
3. Vorsitzender des ABC

Ein Imam auf der Kanzel

Wenn der Gottesdienst zum interreligiösen Experimentierfeld wird

Von Pfr. Dieter Kuller

Am 10. März 2013 stieg der Penzberger Imam Idriz auf Einladung der Pfarrer und des Kirchenvorstandes auf die Kanzel der evangelischen St. Lukaskirche in München, um der zum Gottesdienst versammelten christlichen Gemeinde die als „Kanzelrede" bezeichnete Predigt zu halten. Es handelte sich nicht um ein zusätzliches Angebot für die Gemeinde, sondern um den regulären Sonntagsgottesdienst mit Feier des Heiligen Abendmahls. Auffallend in der liturgischen Gestaltung war, dass einige Elemente fehlten, so Kyrie und Gloria; das gesungene Credo enthielt keinen Bezug zur Dreieinigkeit Gottes. Das Gebet des Tages wurde nach Sure 1 des Koran verlesen.

In seiner „Kanzelrede" sprach Imam Idriz von dem gemeinsamen Glaubensvater („Abraham = Ibrahim"), von gemeinsamen Werten und davon, dass der Koran voller Anerkennung gegenüber den Christen sei. „Unser Gott und euer Gott ist ein und derselbe" so Idriz. Gott als Quelle der Barmherzigkeit und der Liebe – das sei die fundamentale Botschaft des Islam. Der Muslim sei der friedliebende Mensch, von dem keine Gefahr ausgehe. Christen, Juden und Muslime sollten sich zusammentun und in einen respektvollen Dialog für Gleichberechtigung und Toleranz eintreten. Die Ansprache dauerte etwa eine halbe Stunde und wurde von der Mehrzahl der Anwesenden mit Beifall aufgenommen.

Nach Predigtlied (EG 648) und Abkündigungen folgte die Feier des Heiligen Abendmahles.

Für den evangelischen Besucher dieses Gottesdienstes stellen sich drei grundsätzliche Fragen:

1. Es berührte eigenartig, dass der Imam seine in deutscher Sprache gehaltene Predigt immer wieder unterbrach, um singend arabische Koranverse unbekannten Inhaltes zu rezitieren. Was sollen für die Gemeinde unverständliche Koranverse in einem evangelischen Gottesdienst? Nachweislich ist der Koran keineswegs überall so voller Anerkennung gegenüber den Christen, wie Idriz das vorgab. Welche Suren hat er in seine Ansprache eingefügt? Rückfragen und gegenseitige Erklärungen waren nicht möglich, da es sich bei der Zusammenkunft eben nicht um eine Dialogveranstaltung, sondern um den sonntäglichen Hauptgottesdienst handelte.

2. Im Evangelischen Gesangbuch gibt es ab Seite 1114 eine Einführung in den Gottesdienst der Gemeinde. Unter der Überschrift „Jesus lädt ein" heißt es: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!" (Matthäus 11,28). Und weiter: Jesus lädt die Menge der Menschen ein. Und er verspricht: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen." (Matthäus 18,20). Was Jesus damals tat, das geschieht auch heute im Gottesdienst. (EG S.1119).

Wie kann ein Imam, der den Koran kennt und auswendig zitiert, der Einladung Jesu folgen und in einem evangelischen Gottesdienst als Quasi-Prediger mitwirken? Auf einer der Relief-Tafeln um die Kanzel, von der Idriz seine Ansprache hielt, ist in der Mitte, der Gemeinde direkt zugewandt, der

lehrende Christus dargestellt. Die griechischen Buchstaben Alpha und Omega weisen darauf hin, dass ER Anfang und Ende aller Geschichte, Ursprung und Ziel alles Lebens und aller Erkenntnis ist. Das ist das genaue Gegenteil dessen, was der Imam in seiner Moschee lehrt. Diese Gegensätzlichkeit, die der hörenden Gottesdienstgemeinde während der Predigt ständig vor Augen war, hatte etwas Gespenstisches an sich.

3. In Artikel 14 des (immer noch gültigen!) Augsburger Bekenntnisses von 1530 heißt es: „Vom Kirchenregiment (kirchlichen Amt) wird gelehrt, dass niemand in der Kirche öffentlich lehren oder predigen oder die Sakramente reichen soll ohne ordnungsgemäße Berufung." (EG S. 1569). Es handelt sich hier, wie allgemein bekannt, um ein im ökumenischen Gespräch sehr sensibles Thema, das großer Behutsamkeit im Umgang bedarf. Im vorliegenden Fall ist die Situation aber völlig eindeutig: Nach dem Gottesdienstablauf war der Auftritt des Imams an der Stelle, die für die Predigt vorgesehen ist – und das wurde, nachdem Idriz die Kanzel bestiegen hatte, von den Besuchern auch so wahrgenommen. Nach evangelisch-lutherischem Verständnis gilt für die Predigt im Gemeindegottesdienst, was der Apostel Paulus im 2. Korintherbrief (Kap. 5,20) schreibt: „So sind wir nun Botschafter an Christi Statt, denn Gott vermahnt durch uns; so bitten wir nun an Christi Statt: Lasst euch versöhnen mit Gott!"

Man kann von einem Imam nicht verlangen, dass er diesen Hintergrund kennt. Aber von den zuständigen Pfarrern und Kirchenvorstehern muss erwartet werden, dass ihnen sowohl die Bedeutung der Ordination als auch die ökumenische Tragweite ihres Handelns bewusst ist. Sie haben mit der Einladung eines Imam als Hauptprediger im Gottesdienst gegen Schrift und Bekenntnis gehandelt. Soll das nun Schule machen? Bei allem Verständnis für das zweifellos notwendige Bemühen um gegenseitige Toleranz: Die Predigt eines Imam in einem christlichen Abendmahlsgottesdienst ist völlig verfehlt. Besser geeignet wären Informations- und Diskussionsveranstaltungen, und das nicht nur in Deutschland, sondern zum Beispiel auch in Riad, Kairo, Teheran und Bagdad, da dort – anders als bei einer Gottesdienstpredigt – beiderseitige Aussagen hinterfragt und so Übereinstimmungen und Diskrepanzen bearbeitet werden können.

Es bleibt zu hoffen, dass der evangelische Gottesdienst nicht zu einem interreligiösen Experimentierfeld verkommt, sondern auch in Zukunft das bleibt, was Martin Luther in einer Predigt so beschreibt: „Dass nichts anderes im Haus Gottes geschehe, als dass unser lieber Herr selbst mit uns rede durch sein heiliges Wort und wir wiederum mit ihm reden durch Gebet und Lobgesang." (WA 49,588). ■

■ Der ABC hat in einer Pressemitteilung gegen den „Abendmahlsgottesdienst" mit Imam Idriz protestiert. Als besonders problematisch wertet der ABC, dass es sich nicht um eine Ansprache des muslimischen Geistlichen in einer Gemeindeveranstaltung gehandelt habe, sondern um den regulären Sonntagsgottesdienst.

Man könne nicht gleichzeitig „das von unserem Herrn Jesus Christus eingesetzte Abendmahl feiern, wenn zuvor ein Geistlicher spricht, der als Muslim die Einheit von Jesus Christus mit dem Vater nicht akzeptieren kann", so ABC-Sprecher Hans-Joachim Vieweger.

Der dreieinige Gott der Bibel und der eine Gott des Islam

Von Pfr. Dr. Wolfhart Schlichting

Die Leitfrage für diesen Beitrag lautet: Ist der Gott, den Mohammed verkündigte, und der Gott der Bibel derselbe? Dazu sollen im Folgenden markante Gemeinsamkeiten wie Unterschiede im Zeugnis beider Schriften erläutert werden, wobei ein Schwerpunkt auf der Sicht von Jesus in Bibel und Koran sowie auf der Frage nach der Dreieinigkeit liegt.

Mohammed wusste sich von Gott gesandt zu seinen Stammesgenossen und allen Bewohnern seiner religiös pluralen Heimatstadt Mekka, um sie vom Glauben an nichtige Götzen zum Vertrauen auf den Einen Gott zu bekehren. In den arabischen Stämmen herrschte damals ein traditioneller Polytheismus, der nach Auskunft des Koran kein Jenseits annahm und eine Auferweckung der Toten nicht vorsah. Nach 13 Jahren weitgehend erfolgloser Verkündigung übersiedelte Mohammed im Jahr 622 mit seinen Anhängern nach Jathrib, das seither Medina (d.h. „die Stadt", nämlich des Propheten) genannt wird, wo er mehr Anklang fand. Acht Jahre später kehrte er nach einigen erfolgreichen Vertragsabschlüssen und kriegerischen Auseinandersetzungen mit einer großen Anhängerschaft im Triumph nach Mekka zurück. Von da an verbreitete sich der Islam mit wachsender Geschwindigkeit über die Arabische Halbinsel. Am Ende seines Lebens konnte Mohammed „faktisch als Kaiser von Arabien" gelten. Aber schon in der frühen mekkanischen Sure 34 hatte er die ganze Welt als sein Missionsgebiet ins Auge gefasst. Er hörte Allah sagen: „Wir entsandten dich ... zur gesamten Menschheit als einen Freudenboten und Warner" (34,27).

Der universale Anspruch des Islam ist darin begründet, dass Allah laut Sure 22 „die Wahrheit ist und weil er die Toten lebendig macht, und weil er Macht hat über alle Dinge".

Mit der Ermahnung, sich einzig und allein auf den Einen Gott zu verlassen, trat Mohammed den arabischen Stämmen des 7. Jahrhunderts nach Christus mit einem dem deuteronomischen „Höre, Israel" (5. Mose 6,4f.) entsprechenden Bekenntnis entgegen, das auch Jesus als „das vornehmste Gebot" bestätigt hat (Markus 12,29f.). Alle Neben- und Mittler-Gottheiten volkstümlicher Religiosität wurden damit als „Nichtse" diskreditiert.

Der Ruf zur Umkehr im Islam

Der Einzigkeit Gottes kann nur ungeteilte Hingabe entsprechen. Zwar spricht der Koran – wohl bezeichnenderweise – kaum davon, dass man Gott „von ganzem Herzen" lieben darf, wohl aber von vorbehaltlos vertrauender Ergebung. Wie die Propheten Israels bis zu Johannes dem Täufer, ja bis zu Jesus selbst, rief Mohammed sein Volk und schließlich die ganze Welt zur Umkehr auf. „Die ihr euch gegen euch selber vergangen habt", indem ihr von dem Einen Gott abgefallen seid „verzweifelt nicht an Allahs Barmherzigkeit; siehe Allah verzeiht die Sünden allzumal; siehe, er ist der Vergebende,

der Barmherzige. Und kehrt euch reuig zu eurem Herrn und ergebt euch ihm, bevor zu euch die Strafe kommt“ (Sure 39, 54-55 mekk.). Wenn die 39. Sure mit der Aufforderung schließt: „Sprich: ‚Meine Genüge ist Allah, auf ihn trauen die Vertrauenden‘“, so liest sich dies wie die Empfehlung eines Übergabegebetes für sich Bekehrende. (Es liegt nahe, zur Anknüpfung von Glaubensgesprächen mit Muslimen bei dieser Gemeinsamkeit der Botschaft einzusetzen.)

Die im Koran zusammengestellten 114 Suren wurden im Lauf von 23 Jahren sukzessive offenbart. Jede einzelne Sure verdankt sich einer besonderen Eingebung, jeweils bezogen auf eine bestimmte Situation. Der Koran bietet also nicht die systematische Darlegung einer theologischen Lehre, sondern besteht aus Antworten auf jeweils aktuelle Fragen. Da die Aufreihung der Suren nicht einer chronologischen Ordnung folgt, und da genauere Datumsangaben fehlen, ist es nur in Ausnahmefällen möglich, mit Bestimmtheit zu ermitteln, auf welche Fragestellung welches Personenkreises sie sich beziehen.

„Unser Gott und euer Gott …“

Bemerkenswert ist Sure 29, die der mittleren Phase des Wirkens Mohammeds zugeordnet wird. Sie geht von der Annahme aus, daß Christen und Muslime an den gleichen Gott glauben. Sie trägt den Titel „Die Spinne“, der aus Vers 40 stammt. Damit soll gesagt sein, falscher Glaube sei so hinfällig wie Spinnweben. (Ein Bild, das in der Bibel bei Hiob erscheint.) In ihrem vierten Abschnitt (Vers 44-47) handelt Sure 29 von der „Schrift“ und enthält die entscheidende Aussage gegenüber dem „Volk der Schrift“: „Unser Gott und euer Gott ist ein einiger Gott“. Es folgt die Aufforderung: „Streitet nicht mit dem Volk der Schrift“. Das zeigt, dass Mohammed zum Zeitpunkt der Offenbarung dieser Sure nicht an Konflikte mit Juden und Christen dachte, sondern von ihrer Seite Anerkennung seiner von den Polytheisten bekämpften Botschaft erwartete.

Mohammed erwähnt im Koran zudem zahlreiche Personen und Begebenheiten aus der Bibel: Von Adam an werden Kain und Abel, Henoch und Noah, häufig Abraham und Lot, neben Ismael auch Isaak und Jakob, ausführlich Joseph, Mose und Aaron, Saul, David (nebst Goliath) und Salomo, Elia und Elisa, Jona, sowie Hiob, die Engel Gabriel und Michael und aus dem Neuen Testament Zacharias, Maria und vor allem „Marias Sohn“, Jesus, genannt. Dabei fällt aber auf, dass das von ihnen Erzählte nur teilweise mit den biblischen Berichten übereinstimmt. Es wird – wie im Fall Abrahams – zum Teil auch gegen die Bibel gedeutet. So wenn, wie in Sure 2 „die Religion Abrahams“ ausdrücklich gegen die Juden oder Nazarener abgegrenzt wird, und in Sure 3 ausschließend formuliert wird: „Abraham war weder Jude noch Christ; vielmehr war er lauteren Glaubens, ein Muslim“(60).

Suren aus der Mekka- und aus der Medina-Zeit

Die Koran-Ausgaben vermerken normalerweise zu Beginn jeder Sure, ob die entsprechende Offenbarung in Mekka oder in Medina empfangen wurde. Die Reihenfolge orientiert sich, wie Annemarie Schimmel feststellt, an dem „höchst einfachen und im Orient nicht unüblichen System“ der absteigenden Länge. Da jedoch die ersten Offenbarungen verhältnismäßig kurze Stücke waren, während die Suren der medinensischen Zeit ausgedehnte Kapitel mit langen Sätzen sind, wurde die chronologische Ordnung durch dieses Prinzip in Unordnung gebracht.“

Der Unterschied zwischen den neueren medinensischen und den älteren mekkanischen Suren ist auffallend. In den medinensischen herrscht sozusagen eine veränderte Atmosphäre. Mir scheint, dass der nach 13 Jahren Missachtung und Schikanierung in Mekka erfolgte Umzug der nur etwa 70 Personen umfassenden Muslim-Gemeinde nach Medina eine Wende in der Geschichte des Islam einleitete. Bis dahin war Mohammed nur ein Prediger gewesen. Von nun an regierte er ein Gemeinwesen wie einen kleinen Staat. Es versteht sich, dass der warnende Bußruf an jeden einzelnen nun ergänzt wurde durch Anweisungen und Vorschriften für eine wachsende gesellschaftliche und politische Einheit.

Mit den Erfordernissen der veränderten Situation verband sich aber, so scheint mir, eine veränderte religiöse Haltung. An die Stelle eines mit seiner Botschaft an das Gewissen appellierenden Boten Allahs tritt ein Theokrat, der für seine Anordnungen absoluten Gehorsam fordert. Nachdem sich die Muslime 13 Jahre strikt gewaltlos verhalten hatten, wurden sie nun auf bewaffneten Kampf vorbereitet. Nach einem unerwarteten Sieg über die zahlenmäßig überlegene Schutztruppe einer Karawane brach Mohammed weitere Kämpfe vom Zaun, die zwar nicht alle, aber doch überwiegend von den Muslimen gewonnen wurden. Der Umkehrruf zu dem Einen Gott, der nur mit dem kommenden Jüngsten Tag drohen konnte, verwandelte sich in den Eroberungskampf einer kriegerischen Gottespartei, die sich auf der Erde durchsetzen will.

Kämpfen für den Islam

Dieser Wandel ging nicht reibungslos vonstatten, es gab – wie verschiedene Suren (wie 2 und 47) bezeugen – offenbar Widerstand in den eigenen Reihen. Der Prophet beschwichtigte die Widersprechenden: „Aber vielleicht verabscheut ihr ein Ding, das gut für euch ist, und vielleicht liebt ihr ein Ding, das schlecht für euch ist“. Bei der Umerziehung berief er sich auf Gottes Offenbarung: „Allah weiß, ihr aber wisst nicht“ (2,213). Und als Gläubige den Einwand erhoben, „im heiligen Monat“ zumindest komme Kriegführung wohl nicht in Frage, verkündete Mohammed den Vorrang des Kampfes vor der heiligen Festruhe: „‘Kämpfen in ihm ist schlimm; aber Abwendigmachen von Allah weg, und Ihn und die heilige Moschee verleugnen und sein Volk daraus vertreiben, ist schlimmer, bei Allah; und Verführung ist schlimmer als Totschlag`“ (214). Das heißt, Totschlag ist Muslimen erlaubt, bzw. geboten, wenn von der Gegenseite Verführung droht.

Mir scheint, dass in etlichen Suren nicht nur der Prophet, sondern auch der durch ihn sprechende Gott ein anderes Gesicht zeigt als vorher. Annemarie Schimmel beobachtet: „der ursprüngliche eschatologische Schwung verebbt“. Das bezieht sich nicht nur auf die sprachliche Form, sondern scheint zu verraten, dass an die Stelle des Angewiesen-Seins der Verfolgten auf Gottes endzeitliches Eingreifen ein Islam getreten ist, der sich im jetzt Erreichbaren zielstrebig durchsetzt. Ich frage, ob der Entschluss zum Karawanenüberfall nicht sozusagen der ‚Sündenfall‘ Mohammeds war, der zur ‚Verweltlichung‘ und Militarisierung des Islam führte.

Dass damit ein anderer Weg eingeschlagen

wurde, als ihn die Gesandten Jesu gehen, zeigt sich, wenn man z.B. an die Worte des Apostels Paulus aus 2. Korinther 12,10 denkt, der „guten Mutes“ sein durfte „in Schwachheit, in Misshandlungen, in Nöten, in Verfolgungen, in Ängsten um Christi willen.“ Allahs Prophet dagegen ist „strenge wider die Ungläubigen“ (48,29). Feindesliebe ist den Muslimen verboten – eine Bergpredigt hat im Koran keinen Platz. Tatsächlich wurden im Lauf der Offenbarungen des Koran frühere (friedlicher klingende) Texte durch spätere außer Kraft gesetzt. Hat Mohammed seit dem Umzug nach Medina und kriegerischen Erfolgen als Beherrscher seiner Anhänger seine Einstellung geändert? Während er sich noch in der mekkanischen Sure 80 bußfertig einem Tadel Allahs beugt (3-4), verbittet er sich später jede Kritik. Haben ihn Erfolg und Macht verblendet? Oder zeigt er hier erst ‚sein wahres Gesicht`? Während manche früheren Suren sich wie Varianten biblischer Texte lesen lassen, kann ich aus späteren Suren unmöglich die Stimme des gleichen Gottes heraushören, der im „Evangelium“ spricht.

Jesus im Koran

In 17 Suren des Koran wird Jesus erwähnt, in einigen davon ausführlich. Die medinensische Sure 61 beansprucht Jesus in Vers 6 als Vorläufer und Ankündiger des Gottesgesandten „Achmed“, von dem er gesagt habe, dass er „nach mir kommen soll“. Annemarie Schimmel merkt dazu an: „Achmed bedeutet wie Muhammad: Der Gepriesene. Der Vers deutet hier auf den Paraklet hin, den Jesus verhieß.“ Sure 3 erzählt in freier Weise die aus der Lukas-Vorgeschichte bekannte Ankündigung sowohl der Geburt des Johannes, als auch Jesu. Vers 52 sagt: „Siehe, Jesus ist vor Allah gleich Adam“. Nach Annemarie Schimmel ist damit gemeint: „Keiner von beiden hatte einen menschlichen Vater“. Das heißt, sie kommen unmittelbar von Gott, allerdings als Geschöpfe aus seiner Hand.

Der Koran bezeugt auch die Jungfrauengeburt: „Der Messias Jesus, der Sohn der Maria, ist der Gesandte Allahs und sein Wort, das er in Maria legte und Geist von ihm“ (4,169). Auch dieser Vers kann zur Anknüpfung von Glaubensgesprächen über Jesus dienen. Sure 2 aber legt das islamische Credo fest: „Sprecht: ‚Wir glauben an Allah und was er zu uns niedersandte, und was er niedersandte zu Abraham und Ismael und Isaak und Jakob und den Stämmen, und was gegeben ward Moses und Jesus, und was gegeben ward den Propheten von ihrem Herrn. Keinen Unterschied machen wir zwischen einem von ihnen“ (2,130; ebenso 3,78). Obwohl es unter den Gesandten Bevorzugte und „um Stufen“ Erhöhte (2,254) gibt und Sure 4,156 von Jesus bekennt: „Allah erhöhte ihn zu sich“, betont Sure 3,73: „Nicht geziemt es einem Menschen, dass Allah ihm gibt die Schrift und die Weisheit und das Prophetentum und dass er alsdann zu den Leuten spräche: ‚Seid meine Diener neben Allah‘“. Ganz in diesem Sinn warnt der Koran immer wieder vor der abwegigen Vorstellung, Gott habe einen Sohn gezeugt.

Die Rede von der göttlichen Dreiheit war Mohammed bekannt. Aber sie wurde ihm vielleicht, verbunden mit einem Kult von Heiligen und Mittlern, in einer Weise präsentiert, die ihn an den alten Polytheismus erinnerte.

So erklärte er: „Wahrlich, ungläubig sind, die da sprechen: ‚Siehe, Allah ist ein dritter von drei‘“ (5,77). Da sich Mohammed das christliche Verständnis der Dreifaltigkeit des Einen Gottes nicht erschlossen hat, konnte er auch mit dem Gehorsam Jesu bis zum Tod am Kreuz nichts anfangen. Die Nachricht, Jesus sei am Kreuz gestorben, erschien ihm wie „eine große Verleumdung“ (4,155). Die Juden behaupteten: „‘Siehe, wir haben den Messias Jesus, den Sohn der Maria, den Gesandten Allahs, ermordet.`“. Tatsächlich aber, so erklärt der Koran, „ermordeten sie ihn nicht und kreuzigten ihn nicht, sondern einen ihm ähnlichen“ (4,156). Diese Aussage ist allerdings keine Neuerung Mohammeds, sondern entspricht gnostischen Lehren frühchristlicher Sekten.

Der Sinn des christlichen Glaubens an den dreieinigen Gott ist Mohammed nicht deutlich geworden. Von Dreifaltigkeit ist bei ihm nie die Rede, sondern nur von Dreiheit. Offenbar waren die Christen, denen er begegnete, nicht in der Lage, ihm zu erläutern, warum der Eine Gott dreifaltig bezeugt werden muss, wenn man ihn nicht verfehlen oder an ihm scheitern will.

Auf dem Weg zu einem Dialog der monotheistischen Religionen wurde von christlicher Seite die These vertreten, der Gott des Islam und der Gott der Christen sei Einer und Derselbe. Damit lässt sich zwar an Sure 29,45 anknüpfen, doch es bleibt offen, wie damit die Bedeutung Jesu und des Heiligen Geistes für Christen erklärt werden kann. Für Mohammed war, wie wir gesehen haben, Jesus ein außerordentlicher Prophet, der zwar zu Gott erhöht, aber ihm keinesfalls gleich, sondern ein hervorgehobenes Geschöpf Gottes ist.

Gesetz und / ohne Evangelium

Das aber ist nicht das einzige Problem, das sich beim Vergleich des Gottesbildes in Bibel und Koran ergibt. Was der Koran nicht kennt, ist das, was Luther im theologischen Sinne als „Gesetz“ bezeichnet. Für Luther aber galt die Unterscheidung von Gesetz und Evangelium (also auch die Erkenntnis des Gesetzes) als die Grundbedingung des richtigen Gottesverständnisses und damit einer vertretbaren Theologie. Gerade der Eindruck der ‚Gesetzlichkeit‘ weiter Teile des Koran lässt die Behauptung, der Koran kenne die theologische Bedeutung des Gesetzes nicht, als befremdlich erscheinen. Der Koran schreibt sehr wohl göttliche Gesetze vor, so die fünf Grundpflichten des Islam (vom öffentlichen Bekenntnis des Glaubens bis hin zur Entrichtung der Armensteuer). Viele Gebote, die das Zusammenleben der Muslime betreffen, sind sehr detailliert vorgeschrieben.

Aber eine heilsam anklagende, bloßstellende Funktion des Gesetzes, die einem die Unfähigkeit aufdeckt, Gottes Ansprüchen gerecht zu werden, kennt der Koran nicht. Die Unerbittlichkeit der göttlichen Forderung, die über keine Verfehlung hinweggeht und die Unüberwindlichkeit der inneren Auflehnung spüren lässt, und trotzdem keinen Sünder verloren geben will – dies blieb Mohammed verborgen. Denn er erklärte sich die befremdende Tatsache der gegensätzlichen Reaktion der Menschen auf Gottes Umkehrruf und Rettungsangebot durch die Doppelte Prädestination: Wenn das Menschenherz sich gegen Gottes Willen aufbäumt, müsse das ein Zeichen der von Gott verhängten

Verstocktheit sein. Mohammed kannte nur Verlorenheit, die unentrinnbar festgelegt ist, nicht aber eine Verlorenheit, aus der Gott retten will, indem er im Menschenherzen das Aufbegehren gegen sein Gesetz aufdeckt und eine Sehnsucht nach Erlösung weckt.

Der Koran bietet zwar allen Menschen das Heil an; er lädt sie zur Bekehrung ein. Aber Allah engagiert sich nicht persönlich, um ihre Umkehr herbeizuführen. Eine Formulierung wie in Ephraims Klage nach Jeremia 31,18: „Bekehre du mich, so will ich mich bekehren“ kommt im Koran nicht vor. Allah fordert die Menschen auf, ‚sich zu bekehren‘, aber er legt sozusagen nicht Hand an, um dies zu bewirken. Er ist ein einladender und abwartender, aber nicht ein sich selbst für die Rettung der Sünder einsetzender Gott. Einen Gott, der den Verlorenen nachgeht, kennt der Koran nicht. Allah ist zwar barmherzig, großzügig und verzeihend, aber man kann nicht von ihm sagen, dass er „Liebe“ ist.

Allah ist nicht ein Gott, der ‚aus sich herausgeht‘, den Sündern nachgeht und auf sie eingeht. Er bleibt an seinem Ort ‚im Himmel‘. Die Bibel dagegen bezeugt einen Gott, der ‚herabkommt‘, sich in die Geschichte der Menschen einmischt, unter den Bedingungen des Sündenfalls auf der verfluchten Erde mit lebt. Ja, der es sich sogar gefallen lässt, misshandelt zu werden, Leiden auf sich nimmt, um sich in Gestalt eines für Feinde geopferten Menschenlebens selbst für die Verlorenen einzusetzen. Der Eine Gott, von dem schon Propheten wie Hosea oder Jeremia sagten, die Abwendung seines Volkes erzürne ihn nicht nur, sondern gehe ihm zu Herzen, wird als Retter der Verlorenen erst in dem seine Kreuzigung akzeptierenden Jesus kenntlich. Gott selbst steht anstelle der Verdammten den Fluch der Gottverlassenheit durch, um ihnen den Zutritt zum Paradies wieder zu öffnen.

Und der Geist Gottes?

Gottes Geist ist nach dem Neuen Testament nicht nur eine zu Außerordentlichem befähigende göttliche Kraft, sondern sein inneres, überzeugendes, gewinnendes, bekehrendes, motivierendes Wirken, das in dem gekreuzigten Jesus die leidende und in dem auferweckten die überwindende Liebe Gottes zu erkennen gibt. Der Geist ist also der Eine Gott selbst, insofern er Menschen nicht nur gegenüber tritt, sondern sozusagen in sie eingeht, ein „neues Herz“ in ihnen schafft und sie so mit sich in Verbindung bringt. So entfaltet sich der Eine Gott aus Liebe, um die ihm Verlorengegangenen wiederzufinden, in Drei.

Christliches Gebet ist daher nicht nur Anrufung Gottes im Himmel, sondern von Gott selbst hervorgerufenes, vertrauensvolles „Abba“- Rufen derer, die sich um Jesu willen – und sozusagen inbegriffen in Jesus, als Kinder Gottes wissen dürfen. Christen beten zu Gott in Jesus durch den Heiligen Geist. Gott ist nicht nur der Adressat des Gebetes, sondern zugleich auch derjenige, der zum Beten bewegt und der die Gewissheit der Erhörung begründet. Da aber muslimisches Beten zu Allah ausdrücklich Jesus und den Heiligen Geist aus diesem Vorgang ausklammert, ist es mit christlichem Gebet nicht gleichzusetzen, und daher auch nicht gemeinsam zu vollziehen. ■

Thesen zum Vortrag von Dr. Schlichting

1. Obwohl die (frühe) Sure 29 (45) des Koran sagt, Mohammed verkündige den gleichen Gott, an den „das Volk der Schrift“ glaubt, beurteilen andere (spätere) Suren Juden und Christen, die sich nicht dem Islam anschließen, als „Ungläubige“ (z.B. 5,19.56), weil sie Gott angeblich andere Helfer und Mittler „beigesellen“.

2. Der Hauptinhalt des Koran – wie der Bibel – ist der Ruf zur Umkehr vom Glauben an nichtige Mächte zum Vertrauen auf den Einen Gott, den Schöpfer aller Dinge, der die Toten auferwecken und alle Menschen zur Rechenschaft ziehen wird.

3. Glaube an den Einen Gott bedeutet im Sinne des Koran wie der Bibel, sich Ihm ganz anzuvertrauen und in Gottesfurcht zu leben; die Bibel fügt hinzu: Ihn „von ganzem Herzen“ zu „lieben“.

4. Die christliche Erkenntnis der Dreifaltigkeit des Einen um seine in Gottlosigkeit verfallenen Geschöpfe bemühten Gottes hat Mohammed als Götterdreiheit missverstanden.

5. Während manche frühen Suren sich wie Varianten biblischer Texte lesen, zeigen späte Suren, die den Gehorsam gegen Gott vorbehaltlos mit Gehorsam gegen den Propheten identifizieren und Krieg rechtfertigen, ein verändertes Gottesverständnis; in ihnen spricht ‚ein anderer Gott‘ als im Neuen Testament.

6. Der Gott des Koran lädt wie der biblische alle Menschen zur Umkehr ein. Diese Einladung stößt weithin auf Gleichgültigkeit und Ablehnung. Der Gott des Koran geht im Unterschied zum Gott des Neuen Testamentes den Verlorenen nicht nach und setzt sich nicht selbst dafür ein, dass sie aus ihrer Gottlosigkeit erlöst und mit ihm versöhnt werden.

7. Der Gott des Koran rechnet mit der Entscheidung der zum Heil Bestimmten („Rechtgeleiteten“) und gibt die anderen verloren, während der Gott des Neuen Testamentes sich in Gestalt Jesu unter die Gottlosen mischt und, unter ihrer Gottlosigkeit leidend, für diese sühnt.

8. Der Gott des Koran stellt die Menschen vor eine Entscheidung, während der Gott des Neuen Testamentes als Heiliger Geist selbst daran arbeitet, die Gottlosen in neue Menschen umzuwandeln .

9. Da der Gott des Islam nicht bereit ist, unter der Gottlosigkeit der Menschen zu leiden, sind auch Muslime nicht bereit, im Sinne der Bergpredigt Verfolgung zu erleiden, sondern bekämpfen die ihnen Widersprechenden mit Krieg. Die Märtyrer des Islam sind nicht Leidende, sondern Kämpfer gegen Ungläubige, die im Kampf fallen.

10. Das Gebet der Muslime wendet sich an einen gegenständlichen Gott. Das Beten der Christen versteht sich als durch den Heiligen Geist hervorgerufenes und in Christus seiner Erhörung gewisses Hineingezogenwerden der Kinder Gottes in das Gespräch mit ihrem Vater im Himmel. Wird dieser Unterschied außer Acht gelassen, täuschen multireligiöse Gebetsveranstaltungen eine Einigkeit vor, die nicht besteht.

Der hier abgedruckte Text ist eine Kurzfassung eines Referats, das Pfarrer Dr. Wolfhart Schlichting beim gemeinsamen Studientag des ABC und der Gesellschaft für innere und äußere Mission i.S. der luth. Kirche am 2. Februar in Nürnberg gehalten hat. Das gesamte Manuskript kann auf Anfrage bezogen werden (Mail an info@abc-bayern.de).

Vom Studientag gibt es auch einen Mitschnitt: CD's der Vorträge von Pfr. Schlichting und von Horst Pietzsch können bei Georg Wurst, Telefon 09203-336 bzw. Email: georg_wurst@web.de gegen einen kleinen Unkostenbeitrag bezogen werden.

Wie können Christen Muslimen gegenüber den Glauben bezeugen?

Von Horst Pietzsch

Zwei Beobachtungen vorweg: In Hamburg hat eine muslimische Gemeinschaft die frühere evangelische Kapernaumkirche gekauft. Daraus soll nun eine Moschee bzw. ein islamisches Zentrum werden. Ist das nicht ein Zeichen, das uns Christen zur Besinnung und Umkehr rufen sollte? Gleichzeitig hören wir, dass sich eine christliche Gemeinde ganz in der Nähe der großen Duisburger Merkez-Moschee befindet und dort die Menschen mit Gottes Wort bekannt macht.

Wer fragt, wie wir als Christen Muslimen gegenüber unseren Glauben bezeugen können, sollte zunächst einiges über die Kultur wissen. Die meisten Muslime leben eine „Beziehungskultur“ – das heißt: Ohne eine Beziehung aufzubauen, kann ich sie nicht erreichen. Im „Arbeitskreis Migration und Integration“ (AMIN) der Deutschen Evangelischen Allianz ist uns daher auch sehr wichtig dazu beizutragen, fremde Kulturen kennenzulernen. Manchmal hat man den Eindruck, Christen leben nach dem Motto „ich kenne zwar keine Muslime, aber ich weiß, dass ich sie nicht mag“. Soll heißen: Viel zu oft verhindert Angst, dass es zu echten Begegnungen kommt, ohne die es aber auch nicht zum Gespräch über Jesus kommen kann.

Die meisten der in Deutschland lebenden Muslime sind Migranten. Die mit Abstand größte Gruppe sind die etwa drei Millionen Türkischstämmigen. Nicht zu vernachlässigen sind aber auch Migranten und Flüchtlinge, die aus Afghanistan, Irak, Iran, Kosovo, Mazedonien, Pakistan und der Russischen Föderation kommen. Interessant sind einige Umfrageergebnisse mit Blick auf die religiöse und kulturelle Situation: So wünschen sich 55 Prozent der Türken in Deutschland den Bau von mehr Moscheen, 39 Prozent bezeichnen sich als streng religiös, nur 15 Prozent betrachten eher Deutschland als die Türkei als ihre Heimat (die Zahl stammt aus dem Jahr 2011, 2009 lag der entsprechende Wert noch bei 21 Prozent).

Die rund vier Millionen Muslime in Deutschland gehören freilich zu recht unterschiedlichen islamischen Richtungen. Ca. 2,65 Millionen sind Sunniten, 500.000 Aleviten, 250.000 Perser, 600.000 weitere Schiiten bzw. Sufis. Ein relativ geringer Anteil ist zum Islam konvertiert.

Wie leben Muslime ihren Glauben? Das ist wahrscheinlich ebenso unterschiedlich wie im Fall von Kirchenmitgliedern. Eine Großzahl „kultureller Muslime“ lebt nur in der islamischen Kultur mit Festen und traditionellen Elementen, praktiziert den Glauben aber nicht oder nur selten. Im „Volksislam“ geht es darum, wie der Islam im Alltag ausgelebt wird: um die Probleme des täglichen Lebens, die Bedürfnisse und Sitten der Menschen.

Dann gibt es natürlich auch den „Orthodoxen Islam“, Sunniten und Schiiten, wobei bei den Sunniten wiederum die Türkische Religionsbehörde Ditib große Bedeutung einnimmt. In der öffentlichen Diskussion spielen darüber hinaus die „Salafisten“ eine große Rolle. Sie haben zwar nur ca. 4.000 Anhänger in Deutschland, gelten allerdings nach Einschätzung der Verfassungsschutzbehörden als die gegenwärtig dynamischste islamistische Bewegung in Deutschland. Es handelt sich dabei um eine Richtung innerhalb des politischen Islam, die sich strikt an der Gründungszeit der Religion ausrichtet. Sie hat eine wahabitische Prägung aus Saudi-Arabien, in Deutschland haben sie den größten Zuwachs von Konvertiten und Muslimen aus dem Vorderen Orient.

Aus diesem Umfeld stammt beispielsweise der rheinische Prediger Pierre Vogel, der durch seine YouTube-Videos bekannt wurde. Interessant ist, wie offensiv er nicht praktizierende Christen auf den Glauben anspricht und dabei gezielt nach Wissenslücken sucht – was zeigt, wie wichtig es ist, dass Christen im Glauben sprachfähig werden.

Schließlich will ich noch auf den „Pop-Islam“ hinweisen. Musik ist im Islam eigentlich nicht erlaubt; im Pop-Islam wird sie aber bewusst in den Glauben integriert. Der Pop-Islam will das Image des Islam im Westen aufbessern, er will den Westen mit seinen Medien erreichen, den Islam in die westliche Gesellschaft integrieren und auf diese Weise zur wahren islamischen Gesellschaft beitragen.

Bevor ich auf die Frage komme, wie wir Muslimen den christlichen Glauben bezeugen können, will ich zunächst deutlich machen, wie wir Muslime nicht erreichen. Überhaupt nicht hilfreich sind islamophobe Stimmungsmacher, die Mord und Brand gegen Migranten und Muslime schreien, Angst schüren und Weltuntergangsstimmung verbreiten. Diese Menschen wollen weder objektiv über den Islam aufklären, noch wollen oder können sie Perspektiven und Hoffnung vermitteln.

Wer Muslimen ängstlich und befangen begegnet, vermittelt ihnen ein ganz sonderbares Bild von unserem souveränen Gott!

Auch Anti-Minarett- und Anti-Moscheebau-Aktionen erreichen keine Muslime, weil wir dadurch falsche Schwerpunkte setzen, unsere kleine Kraft in politische Aktionen verpufft und wir uns vor laufender Kamera streiten. Wenn solche Aktionen nötig sind, weil eine Moschee aus propagandistischen

Zwecken im öffentlichen Raum gebaut werden soll, dann sollten diese Aktionen jedenfalls gut durchdacht und abgestimmt sein. Freilich sage ich ebenso: Es ist nicht förderlich, aktiv einen Moscheebau zu unterstützen.

Das religiöse Gespräch ist Muslimen nicht peinlich. Viele warten geradezu darauf. Dazu gehört, dass wir die interkulturellen Kompetenzen der Gemeinden fördern. Wir sollten uns fragen (lassen): Ist bei uns eine Willkommenskultur vorhanden? Können sich Menschen anderer Kultur in der Gemeinde zu Hause fühlen? Muslime sind beziehungsorientiert, Gastfreundschaft ist ein zentrales Moment der Kultur – da können wir von ihnen noch einiges lernen.

Viele Muslime denken, dass alle Menschen in Deutschland Christen sind und wundern sich dann, dass – so ein Zitat – „die Bordelle voll und die Kirchen leer sind“. Daher ist es wichtig, in alltäglichen Dingen den Glauben zu bekennen und zu zeigen, dass nicht alle Menschen säkular sind. Das kann zum Beispiel dadurch geschehen, dass man als Christ konkret bekennt:

- Ich habe heute Morgen gebetet.
- Ich bete dafür, dass Du/Dein Verwandter gesund wirst.
- Ich lese die Bibel. Die Bibel gibt mir Kraft und inneren Frieden.
- Beim Lesen ist mir heute diese oder jene Verheißung von Jesus wichtig geworden – was denkst Du darüber?
- Ich gehe regelmäßig in die Gemeinde, in den Gottesdienst.
- Dies und jenes habe ich mit Gott erlebt.

Entscheidend ist: Die Liebe der Christen ist die beste missionarische Kraft, der kein Mensch widerstehen kann.

- Durch die Liebe können wir auch kulturelle Hindernisse überwinden.
- Durch die Liebe bekommen wir die richtige Einstellung.
- Beten wir für Migranten. Dann wird unser Herz verändert und wir können anfangen mit ihnen Beziehungen zu bauen.

Horst Pietzsch leitet den Arbeitskreis Migration und Integration der Evangelischen Allianz in Deutschland.

Studientag Politik und Kirche

*Wie politisch darf, wie politisch soll Kirche sein? Mit dieser Frage beschäftigen wir uns am **Samstag, 22. Juni von 9.30 – 12.30 Uhr** im CVJM-Haus am Kornmarkt in Nürnberg. Impulse dazu kommen von Dr. Christian Herrmann (Autor des Buchs „Gott und Politik. Eine Einführung in politische Ethik“) und Pfr. Hans-Hermann Münch, der sich mit dem Begriff der „Öffentlichen Theologie“ beschäftigt hat. Weitere Informationen bzw. Anmeldungen bei **info@abc-bayern.de** (bzw. Adressen siehe Impressum auf Seite 44).*

„Denn der Herr, euer Gott … hat die Fremdlinge lieb…, darum sollt auch ihr die Fremdlinge lieben…“ 5. Mose 10,17-19

Der „Arbeitskreis Migration und Integration“ der Evangelischen Allianz in Deutschland ist auch in Bayern mit einigen Gruppen vertreten. Lokale Gruppen gibt es in Ansbach, Augsburg, Erlangen, Fürth, Nürnberg, Schweinfurt und Würzburg. Die Gruppen pflegen regelmäßigen Austausch und Gebet auf örtlicher Ebene und fördern die Zusammenarbeit von internationalen und deutschen Gemeinden. Zudem bieten sie persönliche Beratung zur Begegnung mit Migranten, Informationen über christliche Medien (Kalender / Bibeln / Filme) in mehr als 100 Sprachen sowie Informationsvorträge.

In diesem Jahr sind in Bayern zwei Regionalkonferenzen geplant:

- ***2. November in München***
- ***9. November in Hof/Saale.***

Weitere Informationen sind im Internet unter **www.amin-deutschland.de** zu finden; auf dieser Internetseite findet sich auch das Gebets- und Infoheft:
„10 Jahre AMIN Nürnberg und Bayern“.

Ansprechpartner: Günter Korn

Email: *bayern@migrantenarbeit.de*

Interreligiös von Gott sprechen

Debatte zwischen Kirchenrat Rainer Oechslen und dem ABC-Vorsitzenden Till Roth

In den ABC-Nachrichten 2013.1 kritisierte der ABC-Vorsitzende Till Roth einige Aspekte der „Handreichung für christlich-islamische Trauungen“, die im vergangenen Jahr von der bayerischen Landeskirche veröffentlicht wurde. Darauf hat Kirchenrat Dr. Rainer Oechslen mit einem Schreiben reagiert, aus dem wir Auszüge abdrucken, ebenso wie einen Teil der Antwort von Till Roth.

Sehr geehrter Herr Kollege Roth,

es freut mich, dass Sie die Handreichung zur evangelisch-muslimischen Ehe differenziert wahrnehmen und wir auf diese Weise in ein Gespräch eintreten können. (...) Sie schreiben in Ihrem Vorwort, Vertreter des Landeskirchenrates und des ABC hätten sich „bei ihrer jüngsten Begegnung auf den gemeinsamen religionstheologischen Standpunkt verständigt: ‚Christen und Muslime glauben nicht an denselben Gott. ‘“

Meine Gegenfrage ist: Woher wissen Sie und der Landeskirchenrat das?

Zuerst einmal gibt es bei diesem Satz ein logisches Problem. Wenn man – und das darf man auf dem Boden des christlichen Glaubens wohl tun – voraussetzt, dass es nur einen Gott gibt, dann muss man, wenn man behauptet, der Gott der Muslime und der Gott der Christen seien nicht derselbe, folgern, dass entweder der Gott der Muslime oder der Gott der Christen nicht existiert. Ich rate nicht nur von der zweiten, sondern auch von der ersten Folgerung ab.

Noch einmal anders und etwas ernsthafter: Wir haben Gott nicht und können ihn darum auch nicht mit einem anderen Gott vergleichen. Die Selbigkeit Gottes festzustellen, ist, weil er Gott ist, für uns Menschen auf einer theoretischen Ebene unmöglich. Eine philosophische Reflexion über die Existenz Gottes mag interessant sein, Bedeutung für unseren Glauben hat sie nicht. Stattdessen haben wir – auf der praktischen Ebene – die Verheißung des guten Hirten aus Johannes 10,27, nach der wir SEINE Stimme aus allen anderen erkennen werden. Mit anderen Worten: Wir sind Menschen und können darum nicht von oben und von außen über Gott reden, sondern immer nur als die von Gott Angesprochenen und Gerufenen.

Was wir haben, das ist nicht Gott, sondern sein Selbstzeugnis in seiner Offenbarung. Da aber ist zu beachten, dass Gott nicht in göttlicher, sondern in menschlicher Sprache zu uns spricht. Jede Rede von Gott, aber auch jede Rede Gottes selbst hat, solange sie in menschlicher Sprache geschieht, metaphorischen Charakter. Schlicht geredet: Wir singen mit Inbrunst „Ein feste Burg ist unser Gott“ und wissen doch ganz genau, dass Gott kein Gebäude ist. Wir verkünden Gottes Gerechtigkeit und wissen doch, dass Gottes Gerechtigkeit anders und höher ist als die Gerechtigkeit der Menschen – Gott sei Dank.

Das alles sollte unter christlichen Theologen selbstverständlich sein, wird aber bei der Frage, die wir hier verhandeln, allzu gerne vergessen. Fest steht für mich: Gottes Selbstzeugnis in der Bibel unterscheidet sich von seinem Selbstzeugnis im Koran in wesentlichen Punkten. Sogar der Begriff von Gottes Einheit, der in Bibel und Koran wichtig ist, unterscheidet sich dann doch, wenn man genauer hinsieht. Es mag seltsam klingen: Aber es gibt eine biblische und eine koranische Auffassung von der Einheit Gottes – und diese sind zweierlei.

Reinhold Bernhardt hat deshalb in einem Artikel im Deutschen Pfarrerblatt vor einiger Zeit sinngemäß gesagt: Ist der Gott der Christen und der Gott der Muslime derselbe? Wahrscheinlich ja, aber wissen können wir das erst am Jüngsten Tag.

Allerdings zeigt sich hier eine weitere Problematik: Das, was ich hier von der Gottesrede von Islam und Christentum sage, gilt ganz ähnlich für die Gottesrede des Judentums im Verhältnis zum Christentum. Auch das Judentum lehnt das Bekenntnis zu Gottes Dreieinigkeit entschieden ab. Auch das Judentum distanziert sich von der Vorstellung der Menschwerdung Gottes in Christus – wobei allerdings auch das Neue Testament von einer „Menschwerdung“ nichts weiß, sondern bekennt: „Das Wort war Fleisch und wohnte unter uns.“ (Johannes 1,14) Auch das Judentum lehnt die Erbsünde ab und vor allem eine Erlösung dadurch, dass „Christus gehorsam ward bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz“ (Philipper 2,8). Beim Judentum aber gehen wir mit diesen Lehrunterschieden sehr anders um als beim Islam. Dem Islam nehmen wir übel, dass er von Gott und Mensch etwas anderes sagt als unser Bekenntnis. Beim Judentum bekennen wir, so etwa die Leuenberger Kirchengemeinschaft in ihrem Text „Kirche und Israel“ von 2003: „Der dreieinige Gott, zu dem wir beten, ist kein anderer als der, den Israel in den Psalmen anruft.“

Ich glaube, dass es sehr gute theologische Gründe dafür gibt, so zu urteilen, wie die Leuenberger Kirchengemeinschaft es tut, sehr gute Gründe dafür, die Lehrunterschiede zwischen Kirche und Judentum nicht so auszulegen, als hätten die Juden einen anderen Gott. Derlei haben die Deutschen Christen und ihre Gewährsleute in der evangelischen Theologie bis weit zurück ins 19. Jahrhundert viel zu lange gepredigt, bis dahin, dass Emanuel Hirsch meinte, das Alte Testament der Kirche sei ein ganz anderes Buch als die Heilige Schrift der Juden. Ich glaube, dass Jesus keinen anderen Gott verkündet und anruft als den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs.

Die Frage ist nur: Wer gibt uns das Recht, mit der Gottesverkündigung des Islams so völlig anders zu verfahren als mit der des Judentums? Wer gibt uns das Recht, ein Gotteswissen vorzuspiegeln, das wir gar nicht haben können, und aus zweifellos vorhandenen Lehrunterschieden zu folgern, wir hätten einen anderen Gott als die Muslime?

Lieber Herr Kollege Roth, wenn Sie mir bis zu diesem Punkt folgen können, dann wird auch Ihre Stellungnahme zur Arbeitshilfe für die christlich-muslimische Ehe anders ausfallen als in Ihrem letzten Brief. (...)

Dr. Rainer Oechslen, Kirchenrat

Sehr geehrter Herr Kollege Oechslen,

(...) Sie fragen, woher ich wisse, dass Christen und Muslime „nicht an denselben Gott glauben“ würden. Bei dieser Frage heben Sie, wenn ich Sie richtig verstehe, mehr grundsätzlich auf den Gottesbegriff ab und auf die Frage nach der Möglichkeit, wie ein Mensch feststellen könne, ob in zwei Religionen derselbe Gott verehrt wird oder nicht.

Ich kann in dieser Aussage kein logisches Problem erkennen. Auch wenn es in Wahrheit nur einen Gott gibt, wie wir als Christen überzeugt sind, heißt das nicht, dass die einzig mögliche Folgerung aus der Aussage „Christen und Muslime glauben nicht an denselben Gott“ die ist, dass entweder der Gott der Muslime oder der Gott der Christen nicht existiere. Das Wort ‚Gott’ wird durchaus unterschiedlich verwendet. So kann in einer sinnvollen Weise auch von Göttern im Plural gesprochen werden, sofern man in beschreibender Weise die sich in den verschiedenen Religionen manifestierenden Mächte meint. Beispielsweise spricht C.H.Ratschow in diesem Sinn von „Gottheiten“, die als „Mächte, Kräfte, Vollmachten und Vermögen“ hervortreten und so Religionen entstehen lassen. Es ist hier nicht wichtig, wie das genauer verstanden und mit dem Weltwalten Gottes in Verbindung gebracht wird. Entscheidend ist, dass – gegen Karl Barth, der an dieser Stelle wohl zu unkritisch Ludwig Feuerbach aufnimmt – die vorhandenen Religionen nicht allein im Menschen begründet werden können.

Auf dieser Linie sehe ich auch die biblische Rede von „Göttern“ im Plural, etwa im Ersten Gebot, und dies ist m.E. keineswegs auf eine frühe Entwicklungsstufe des israelitischen Glaubens beschränkt, der dann von der Monolatrie zum Monotheismus bzw. zu einem umfassenderen Gottesverständnis voranschreitet. Vielmehr ist das bleibende Wahrheitsmoment der Rede von „Göttern“ im Plural zu sehen, das sich bis ins Neue Testament ausdrückt, z.B. 1. Korinther 8,5; 12,2; 2. Korinther 4,4; Galater 4,8; 1. Johannes 5,21. Ferner gebrauchen wir das Wort „Gott“ auch in übertragener Bedeutung, etwa in dem Satz Martin Luthers „Woran du dein Herz hängst, das ist dein Gott“ (vgl. auch Philipper 3,19).

Mir scheint diese Redeweise vor allem den großen Vorzug zu haben, dass sie das Andere, das Fremde nicht vereinnahmen oder aber alles in abstrakter Weise unter einen Begriff bringen muss. Zunächst einmal wird die multireligiöse Realität dieser Welt mit ihren vielen „Göttern“ stehen gelassen: „Der Hindu verehrt Shiva, der Muslim unterwirft sich Allah und der Christ bekennt Christus als Herrn. Damit nehme ich den Anhänger jeder Religion in seiner Unterschiedlichkeit und Fremdartigkeit ernst. Er ist und darf anders sein.“ So formulierte es M.Reppenhagen einmal.

Ich vermute, dass Sie dem zuletzt Gesagten zustimmen könnten, da Sie betonen, dass es uns nicht möglich ist, von einer theoretischen Ebene aus – wie von einem Gottesstandpunkt aus – über Gott zu reden, sondern nur als von Gott Angesprochene, als Glaubende.

Das sehe ich auch so, und ich bin der Ansicht, dass es möglich und legitim ist, als Christ, also vom Standpunkt und der begrenzten Sicht einer Religion aus, zur Aussage zu kommen: „Christen und Muslime glauben nicht an denselben Gott.“

Zum einen sehe ich, dass wir im Neuen Testament immer wieder an die Aufgabe erinnert werden, die Geister zu unterscheiden. (...)Zum anderen möchte ich bei aller großen Unterschiedlichkeit der Erlebniswelten und Ausdrucksformen, auch in den Religionen, nicht die Einheit der Vernunft preisgeben. Diese liegt für mich gerade auch in der Einheit der Menschheit durch den Glauben an den einen Gott als Schöpfer aller Menschen begründet. Ich bin daher nicht bereit, eine absolute Unterschiedlichkeit anzunehmen, aus der eine prinzipielle Unvergleichbarkeit der Religionen abgeleitet wird. (...)

Von daher komme ich zur Aussage „Christen und Muslime glauben nicht an denselben Gott“. Denn dieser Satz trägt m.E. in angemessener Weise den fundamentalen Unterschieden der jeweiligen Gottesverständnisse Rechnung, die Sie auch kennen und benennen. Vielleicht wäre es theologisch korrekter zu formulieren: „Christen und Muslime haben sehr unterschiedliche Verständnisse von Gott“, um das von Ihnen angesprochene Missverständnis nicht aufkommen zu lassen. Aber andererseits dürfte die von mir verwendete Formulierung, sei es positiv oder negativ gewendet, in der allgemeinen Öffentlichkeit die geläufigste sein. So schrieben z.B. Nora Coenenberg und Claudia Füßler am 19.12.2012 in der ZEIT: „Nur eine Minderheit der Menschen feiert in dieser Woche das christliche Weihnachtsfest. Der Rest glaubt an andere Götter – oder an gar nichts.“

Wenn auf der einen Seite einer Islamphobie entgegenzutreten ist, so ist zugleich auf der anderen Seite einer Nivellierung dieser fundamentalen Unterschiede im Gottes-, Menschen- und Weltverständnis zu wehren, die dann zur Ansicht zusammen gefasst wird: „Wir glauben an denselben Gott.“ Muslime glauben nicht an den dreieinigen Gott. Wir Christen glauben an Gott, Vater, Sohn und Heiliger Geist; und weil christliches Beten immer ein Beten zu Gott, dem Vater, durch Jesus Christus im Heiligen Geist ist, ist ein gemeinsames Beten mit Muslimen nicht wahrhaftig. Die unbestreitbar zentrale Bedeutung der neutestamentlichen Christologie macht es meiner Ansicht nach zwingend erforderlich, deutlich zwischen Dialog und jeglicher Form inter- und multireligiöser Praxis der beiden Religionen zu trennen. Ohne Christus und ohne Christuserkenntnis gibt es keine wahre Gotteserkenntnis (Matthäus 11,27; Johannes 14,6-9; 1. Johannes 2,23 u.a.).

Auch wenn es eine natürliche Gotteserkenntnis, vor allem aus der Schöpfung Gottes, gibt, so ist diese doch kein anderer, zweiter Erkenntnisweg und Zugang zu Gott neben Christus, sondern ein vorläufiger. Das ist in dem Heilsgeschehen begründet, das untrennbar mit Christus verbunden und durch ihn geschehen ist. Auch die gemeinsame Berufung auf Abraham genügt nicht zur Begründung multi- und interreligiöser Feiern, weil

auch sie vorläufig ist und nicht auf dem Heilsgeschehen in Christus aufbaut.

Sowohl an die natürliche Gotteserkenntnis als auch an Abraham wie an weitere Gemeinsamkeiten lässt sich natürlich im Dialog gut anknüpfen; das Evangelium bedeutet dann aber immer auch eine inhaltliche Korrektur vorläufiger Gotteserkenntnisse und -zugänge.

So sehe ich auch das Verhältnis des christlichen Glaubens zum Judentum. Ich glaube – wie Sie auch –, dass Jesus Christus keinen anderen Gott verkündet hat und anrief als den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Und doch hat sich nach Jesus Christus im Verhältnis der beiden Religionen – ganz offensichtlich – etwas verändert. Die Ablehnung des Christus und die Ablehnung der Dreieinigkeit Gottes schafft eine Kluft im Gottesverständnis der beiden Religionen, die es aus meiner Sicht heute, post Christum, ebenso unwahrhaftig macht, dass Christen mit Juden zusammen beten oder Gottesdienst feiern. Insofern müssen wir uns als Kirche eher kritisch fragen, aus welchen Gründen wir mit den vorhandenen Lehrunterschieden beim Judentum anders verfahren als beim Islam.

Sie denken, wir würden so ein Gotteswissen vorspiegeln, das wir gar nicht haben können? Ich maße mir nicht an, das Wesen Gottes ausgelotet zu haben. Ich bin mir auch der Begrenztheit meiner Sprach- und Verstehensmöglichkeiten bewusst. Aber das, was Gott in seiner Selbstoffenbarung erkennen lässt, möchte ich ergreifen und bezeugen: „In Christus liegen verborgen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis.“ (Kolosser 2,3)

Vielleicht wäre es aber noch besser und auch der Selbstoffenbarung Gottes angemessener, das Augenmerk weniger auf die Gemeinsamkeiten und Unterschiede im Gottesverständnis zu richten als vielmehr auf die Frage des Heils und der Erlösung. Denn darum geht es nach christlichem Verständnis dem dreieinigen Gott doch letztlich: „... zu suchen und zu retten, was verloren ist...“ (Lukas 19,10) Und hier ist allemal die Einzigartigkeit der Gnade und des Heils, die in Christus allen Menschen angeboten und gegeben werden, im Dialog der Religionen zu bezeugen.

Mit freundlichen Grüßen,

Pfr. Till Roth,
1. Vorsitzender des ABC

CHRISTUS TAG BAYERN

Christus allein – warum multireligiöse Wege hoffnungslos sind

Von Pfr. Jochen Teuffel

Wer uns wirklich hilft: Christus allein, er der Herr, dem wir – um mit der 1. These der Barmer Erklärung zu sprechen – im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben. Dieses Bekenntnis gilt an allen Orten, zu allen Zeiten und für alle Menschen. Manche Theologen haben damit freilich Schwierigkeiten. Wer „Christus allein“ sagt, wird schnell als intolerant angesehen. Fragen werden gestellt: Wie können Christen einen absoluten Wahrheitsanspruch gegenüber anderen Religionen vertreten? Da gibt es doch eigene religiöse Erfahrungen; und was es gibt, muss auch irgendwie gelten, oder? Und wenn wir von universalen Geltungsansprüchen reden, muss das nicht zu religiöser Militanz führen? Provoziert man da nicht gewaltsame Konflikte?

Viele gehen darum heute andere Wege: Ist es nicht besser, in einen friedensstiftenden Dialog der Religionen zu treten? Soll man es nicht sogar wagen, gemeinsam interreligiös zu beten? Und wenn wir von Ökumene sprechen – können wir da nicht auch diese weiter fassen – eine Ökumene der „abrahamitischen Religionen“, also mit Judentum und Islam?

Christus allein – diesen Anspruch müssen wir nochmal neu ins Spiel bringen. Stellen Sie sich dazu folgendes Bild vor: Mehrere Stühle in einer Reihe aufgestellt stehen für verschiedene Religionen, dahinter der eine Altar. Wer drum herum in einer Beobachterposition sitzt und nicht auf einem Stuhl der Religionen, mag sagen: All diese Religionen haben einen gemeinsamen Ursprung oder Urgrund. Christen sprechen vielleicht von „Gott“, Moslems von „Allah“, Philosophen von dem „einen unbedingten Sein“. Wer als Beobachter außen vor bleiben will, mag der Kirche eine Absage erteilen: Ich komme am Sonntag nicht in den Gottesdienst, ich weiß ja, dass es einen letzten Sinn im Universum gibt – zu dem kann ich in unterschiedlichen Weisen und an je eigenen Orten beten; dafür muss ich mich auf

keinen der vorgegebenen Stühle setzen. Von stuhlreihengleichen Religionen mit Altarblick zu reden erübrigt es einem selbst Platz zu nehmen. **Sobald wir sagen, es gehe im Wesentlichen um verschiedene Religionen, haben wir selbst den eigenen Glauben verloren.** Wenn wir „Christus allein“ bezeugen, vertreten wir damit keine frei wählbare religiöse Weltanschauung, sondern bekennen die eine lebensentscheidende Zugehörigkeit. Das Entscheidende für uns Christen ist nicht, wie wir die Welt anschauen, sondern zu wem wir uns zugehörig bekennen. So legt uns ja Martin Luther in seinem Kleinen Katechismus den zweiten Glaubensartikel aus: „Ich glaube, dass Jesus Christus ... sei mein Herr, der mich verlorenen und verdammten Menschen erlöset hat, erworben, gewonnen von allen Sünden, vom Tode und von der Gewalt des Teufels; nicht mit Gold oder Silber, sondern mit seinem heiligen, teuren Blut und mit seinem unschuldigen Leiden und Sterben; damit ich sein eigen sei und in seinem Reich unter ihm lebe und ihm diene in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit gleichwie er ist auferstanden vom Tode, lebet und regieret in Ewigkeit“.

Diese Worte haben es in sich, jede Wendung sticht. Da geht es um Gehorsam; aber dieser Gehorsam ist ein einzigartiger Anspruchsgehorsam, kein Befehlsgehorsam wie beim Militär. Christus erhebt einen Anspruch auf unser ganzes Leben und sucht unseren Gehorsam, weil er sich ganz für uns hingegeben hat. Christus erteilt keine Kommandos von einem Feldherrnhügel aus, sondern sagt sich uns in seiner ganzen Person zu: Ich habe dein Leben angenommen, ich habe deine Sünde auf mich genommen, ich habe mich für dich ganz hingegeben, deswegen beanspruche ich dich. **Es gilt nicht etwa ein religiöser Absolutheitsanspruch des Christentums, sondern der Exklusivanspruch Jesu Christi auf unser Leben.**

Unser Heil ist allein in Jesus Christus, weil er eben nicht von oben herab befiehlt. Keine Stimme ertönt aus dem Himmel, die uns sagt, wie wir selbst zu funktionieren haben. Der Gottessohn setzt sich vielmehr in Beziehung zu uns – als wahrer Mensch. Und nur deswegen kann und darf er uns auch ganz für sich beanspruchen.

Als Heiland stellt Christus infrage, was Menschen für sich selbst unter Heil verstehen. Heil kann uns so vieles bedeuten – Befreiung aus einem schädlichen oder negativen Verhältnis, der Erlass einer Strafe. Heil mag auch eine besondere Kraft von oben sein, mit der ich mein eigenes Leben selbst gestalten kann. Vielleicht sagt auch einer: Heil ist für mich dort, wo die ganze Welt sinnhaft zusammengefügt ist, wenn ich selbst den höheren Sinn dahinter erkannt habe. Da haben Menschen ganz unterschiedliche Bedürfnisse und Vorstellungen von Heil. Und schon können wir, wenn wir an unser Bild mit den verschiedenen Religionsstühlen denken, fragen: Welches Heil hätten Sie denn gerne?

Das Problem ist, dass in diesem Fall Heil als Gabe oder Gut verstanden wird, das ich mir selber beanspruchen und vereinnahmen kann. Das aber ist nicht gemeint, wenn Jesus Christus von sich selbst spricht: „Ich bin die Auferstehung und das Leben.“ (Johannes 11,25) Er sagt nicht: Bei mir gibt es die Auferstehung und das Leben als Gut zum Mitnehmen. Heil ist für Christen allein in der bleibenden Gemeinschaft mit Jesus zu haben.

Das Heil ist Jesus Christus selbst. Christen besitzen weder Heil noch Wahrheit, sondern erhalten diese immer wieder neu zugesagt im Glauben an das Evangelium. Könnten wir selbst das Heil mit nach Hause nehmen, würde sich für uns die Gemeinschaft der Gläubigen erübrigen. Wenn wir das Heil besäßen, könnten wir gar behaupten, das Kreuz sei für uns längst Vergangenheit ohne Geltung für unser gegenwärtiges Leben. Doch Rettung und Heil sind im Namen Jesus andauernd enthalten. Jesus, auf Hebräisch Jeschua, heißt: Er, der Herr, JHWH, ist Rettung, der Herr hilft.

Ohne den Namen Jesu kann kein Heil für uns zur Sprache gebracht werden. Dann könnten wir niemanden ansprechen oder anrufen. Wenn ich Jesus Christus mit Namen anrufe, sage ich: Du bist doch der Gottessohn, der Mensch geworden ist, der mein Leben angenommen hat, mit Fleisch und Blut, der meine Sünden getragen hat, der für mich gestorben ist, der für mich auferstanden ist – ich gehöre zu dir.

Im Namen Jesu Christi ist unser ganzes Heil verdichtet. Da wird das Heil für uns glaubwürdig. Wir müssen aufpassen, dass wir beim Glauben nicht in eine Weltanschauung zurückfallen. Es gibt Leute, die sagen, sie seien auch gläubig, aber der Glaube wird dabei häufig als eigener Besitz verstanden – „mein Glaube“. Doch Luther sagt zu Recht in seiner Auslegung zum Galaterbrief, dass der Glaube nicht in uns selbst besteht: „Das Evangelium heißt uns, nicht unsere guten Taten und Vollkommenheiten anzusehen, sondern Gott, der der Verheißende ist, Christus, der Mittler. (...) Dies ist also der Grund, warum unsere Theologie voller Gewissheit ist: Sie reißt uns von uns selbst los und stellt uns außerhalb von uns, so dass wir uns nicht auf unsere Kräfte, nicht auf unser Gewissen, unser Wahrnehmungsvermögen, unseren Charakter und unsere Werke, sondern auf das verlassen, was außerhalb von uns ist: auf die Verheißung und die Wahrheit des Gottes, die nicht trügen können.“

Christlicher Glaube ist also kein Weltanschauungsglaube, auch kein Selbstgewissheitsglaube, sondern Zugehörigkeitsglaube: Der ist mein Herr, dem vertraue ich. Ohne den Namen Jesu geht mein Glaube in die Leere. **Der Glaube, der bei sich selbst bleibt, ist eine hoffnungslose Angelegenheit.**

Im Buch der Offenbarung wird es am Schluss ganz augenfällig. Da geht es nicht allgemein um Seelen- oder Lebensheil, sondern um die Seligkeit in der Gegenwart des dreieinigen Gottes. Wir haben das Bild des Thrones und des Lammes vor Augen (Offenbarung 21-22): Schon jetzt vertrauen wir darauf, dass es am Ende der Zeiten durch das Gericht hindurch einen Ort gibt, wo die Seligkeit geschieht, aber nicht als anonyme Seligkeit, kein Aufgehen unseres Lebens als Tropfen in einem unendlichen Meer. Nein, am Ende der Tage kommt es vielmehr zu der Begegnung, bei der mein Leben in der göttlichen Annahme schlussendlich getrös-

tet wird, bei der Gott alle meine Tränen abwischen wird. Das heißt: Mein ganzes gelebtes Leben wird von ihm umgriffen – das ist die intimste Begegnung, die eben keine Idee ist.

Wenn Menschen sagen, es gibt ein Urprinzip, es gibt ein göttliches Wesen, und ich kann mich schon jetzt über mein Denken in Beziehung zu diesem Wesen setzen – dann bleibt mein Leib außen vor. Meinen Leib kann ich einem namenlosen Gott nicht andenken. Geistig mögen wir uns mit einer solchen Idee verbinden können. Aber das ganze Leben, der ganze Schmerz, die ganzen Enttäuschungen, das was uns unter die Haut gegangen ist, dieses ganze Leben, ist in dem Augenblick hinfällig, wenn Heil nur gedacht ist. Geist zu Geist, und unser leibliches Leben belanglos? Menschenmögliche „Heilswege“ lassen Menschen im Denken bei sich bleiben oder aber suchen das Heil in der Auflösung des eigenen Lebens.

Wenn wir bekennen „Christus allein ist das Heil“, müssen wir auf die Toleranz zu sprechen kommen. Zuallererst geht es dabei um die Toleranz Gottes: **Gott duldet keine Sünde, sondern erduldet unsere Sünde am Kreuz Christi.** Toleranz bedeutet dem lateinischen Wortsinn nach: Ertragen, erdulden, nicht etwa akzeptieren – wer toleriert, akzeptiert nicht. Wenn ich etwas akzeptiere, dann nehme ich es für mich an und muss es nicht mehr ertragen. Das andere wäre Indifferenz oder Gleichgültigkeit. Wenn mir etwas gleichgültig ist, dann berührt es mich nicht. Wer tolerant ist, erträgt das, was er nicht annehmen kann, was ihm selbst zu schaffen macht, was ihm nicht gleichgültig sein kann. Christen haben menschenmögliche Weltanschauungen zu tolerieren; sie müssen ertragen, wenn Mitmenschen andere Lebenswege gehen. Um die Toleranz kommen wir nicht herum. Denn wir wissen ja: Der Glaube an das Evangelium kann nicht aufgezwungen werden, er lässt sich nicht manipulieren. Wollte ich anderen diesen Glauben auferlegen oder gar aufzwingen, wäre dies ein Joch, das das Evangelium zerstört! So haben wir es also zu tolerieren, wenn ein anderer Menschen aus welchen Gründen auch immer „Nein“ zu Jesus Christus sagt.

Es gilt für uns tolerant zu sein und dennoch dabei Christus bezeugen: **Immer wieder neu auf Christus zeigen, weil wir selbst eben nicht die Wahrheit besitzen.** Wenn Christus sagt: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, heißt das doch: kein Mensch kann Christus besitzen – er kann ihn nur bezeugen, er kann ihm nur glauben, nur auf ihn zeigen. Wir besitzen das Heil nicht, aber wir vertrauen dem Heil. Was wiederum heißt: Wir Christen haben keinen privilegierten Besitz, sondern ein besonderes Vertrauen und ein besonderes Zeugnis. Wir wissen, auf wen wir im Leben und Sterben zeigen können: Auf Jesus und sein Kreuz. Und das ist wahrlich kein Grund für Hochmut, nein – vor dem Kreuz bleiben wir Zeit unseres Lebens demütig, aber voller Hoffnung. ■

CHRISTUS TAG BAYERN

CHRISTUS TAG BAYERN

Wer uns wirklich hilft: Christus allein!

Von Sven Grosse

„In keinem anderen ist das Heil, auch ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, durch den wir gerettet werden sollen.“ *(Apostelgeschichte 4,12)*

Ich bin seit ein paar Jahren in Basel und sehr einem Theologen verpflichtet, der in Basel gelebt und gewirkt hat: Karl Barth (1886 – 1968). Nicht nur, dass er eine der Säulen des Kirchenkampfes war, des Kampfes, der damals offen ausgetragen wurde um die evangelische Kirche in Deutschland – er hat auch immer wieder klar gemacht: Wir müssen auf die Sache schauen. Und was ist die Sache des Theologen, was macht theologische Existenz aus? Oder allgemeiner: Was ist die Sache eines Christen? Ganz einfach: Allein auf Christus zu schauen. Was sich bei Barth auch darin ausdrückte, dass über seinem Arbeitstisch eine Kopie des Isenheimer Altars von Matthias Grünewald mit dem Kreuzigungsbild hing: das Kruzifix in der Mitte, Johannes der Täufer steht daneben und zeigt mit einem unnatürlich langen Finger auf den Gekreuzigten. Christus allein! Das ist unsere Sache: Gestern – heute – für immer.

Ich will das durchbuchstabieren an dem Wort aus der Apostelgeschichte, das über diesem Vortrag steht. Ich will versuchen, möglichst elementar zu sprechen, und zwar

aus diesem Grund: es kann auch überzeugten Christen passieren, dass überlieferte christliche Begriffe einfach zu Schablonen werden. Man hält an ihnen fest, verteidigt sie sogar, weiß aber nicht mehr so richtig, was sie eigentlich besagen. Darum gilt es an den Begriffen zu scheuern, wie man an der Armatur eines Wachbeckens scheuert, damit sie wieder Glanz bekommen.

Heil und Rettung

Warum ist das Heil so wichtig, was ist das überhaupt? Unser Leben ist etwas, das zu

Großem fähig ist. Vielleicht kann man so sagen: Heil ist die maximale Weitung unseres Lebens. Das bedeutet: Unser Leben ist zu etwas gut! Es hat ein Ziel. Und von diesem Ziel hängt wiederum jedes einzelne Stück unseres Lebens ab. Für Christen ist Heil sehr konkret: die Gemeinschaft mit dem Gott, der die Wirklichkeit ist, die alles andere trägt, die ganze Welt, uns selbst.

Heil empfangen bedeutet auch: gerettet werden. Petrus bezeugt vor dem Hohen Rat in Jerusalem zudem, dass in keinem anderen Namen – als dem Namen Jesus – die Rettung ist. Rettung – was ist das?

Nun: Rettung bedeutet, dass einer kommt und mich aus der Grube, in die ich hineingefallen bin und aus der ich mir selbst nicht heraushelfen kann, herauszieht. Menschen müssen also erst einmal etwas durchgemacht haben, bevor die Erfüllung kommt. Unsere Grube ist die Sünde. Sünde ist Verweigerung einer Begegnung, Verweigerung einer Begegnung mit Gott. Darum aber auch Verweigerung einer Begegnung mit allen Kreaturen, mit allen Menschen, mit sich selbst. Die Begegnung mit Gott wird erstens verweigert, weil kein Respekt vor Gott da ist: Gott ruft uns zu sich – wir aber wollen nicht hören. Zweitens wird die Begegnung mit Gott verweigert, weil wir kein Vertrauen zu ihm haben. Diese Verweigerung ist die Wurzel alles Übels. Denn Gott ist die Quelle von allem Guten, aller Freude, aller Liebe, allem Licht, das es in dieser Welt gibt.

Christen glauben, dass Jesus Christus uns – und das heißt: alle Menschen – erlöst hat von der Sünde. Er hat das gemacht, indem er sich dort hin gestellt hat, wo wir selber hingehören: wo einem nur noch Hass entgegenschlägt, wo der Schmerz absolut ist und die Finsternis undurchdringlich. Das ist das Kreuz. Einen Christus ohne Kreuz gibt es nicht. Ein Christus ohne Kreuz wäre im genauen Sinne des Wortes nicht *glaubwürdig*. Christus allein, das heißt: allein Christus am Kreuz. Nur durch ihn haben wir das Heil, nur durch ihn die Rettung.

Wahrer Gott und wahrer Mensch

Jesus Christus tut das – und kann das, weil er als einziger wahrer Gott und wahrer Mensch zugleich ist. Denn Gott selbst hat einstehen wollen für uns. Die Katastrophe unseres Lebens ist so groß, weil wir an Gott scheitern würden. Gott will aber nicht, dass wir an ihm scheitern, sondern dass wir an ihm gesunden. Darum tritt Gott selber auf den Plan. Dabei ist Jesus zugleich noch mehr Mensch als wir, weil wir auf falsche Weise versucht haben, wie Gott zu sein. Christus allein – das heißt: wir erkennen an, dass Christus beides ist: wahrer *Gott* und wahrer Mensch. Und weil das so ist, beten wir Jesus Christus auch an.

Was mit uns geschieht

Christus trägt für uns die Sünde. Das sollen wir uns einfach geschehen lassen. Dieses Sich-geschehen-lassen heißt „Glaube“. Glaube ist etwas gezielt Passives, das uns verändert und dreierlei in uns in Bewegung bringt.

Erstens: Wir empfinden Reue. Reue über diese vermaledeite Verweigerung einer Begegnung. Wir haben Reue nötig, doch Reue tut auch weh. Beim Christentum geht es im Kern nicht darum, Schuldgefühle loszubekommen, sondern Schuld. Wir bekommen aber Schuld nur los, wenn wir uns dazu vor Gott bekennen.
Zweitens: Durch den Glauben an Christus bekommen wir Mut. Die Sünde ist die größte Barriere für unser Leben. Wenn sie fort ist, kann uns eigentlich nichts mehr passieren. Selbst wenn uns tausenderlei Sachen bewegen und manchmal auch belasten, eins steht fest: „Ist Gott für uns, wer kann gegen uns sein? Der auch seinen eigenen Sohn nicht verschont hat, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben – wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken?“ Römer 8,31f.)
Drittens: Wir werden zu liebenden Menschen. Dass Jesus Christus sich so für uns einsetzt, erzeugt Gegenliebe in uns. Wir fangen an, Begegnungen von tiefstem Herzen zu wollen: Begegnungen mit Gott, mit den Menschen, mit denen wir leben, mit allen Kreaturen, mit uns selbst. Gewiss, das fängt erst an. Es ist genauso mit dem Mut, der oft genug viel zu klein ist, oder mit einer echten Reue. Aber das alles gibt es überhaupt nirgendwo außer bei Menschen, die sich von Jesus Christus haben ansprechen lassen – es liegt an Christus allein.

Wo das alles fehlt

Was ist das Kontrastprogramm – das Kontrastprogramm, von dem wir bekanntlich ständig umgeben sind? Und das so oft auch uns selbst ergreifen will.

Theologie und Schrift

Pfarrer Thomas Mühlnickel *(Bad Endorf) erinnert im Zusammenhang mit manchen Entwicklungen in der modernen Theologie an folgende Worte von Karl Barth.*

„Der Theologe soll sich den biblischen Zeugen gegenüber nicht gebärden, als ob er über das Wort Gottes besser Bescheid wisse als sie. Er ist also kein Mann besonderes Ansehens, der den Propheten und Aposteln als seinen Fakultätskollegen das Wort zu erteilen oder auch zu entziehen befugt wäre, und er ist noch weniger Gymnasiallehrer, der befugt und beauftragt wäre, ihnen gütig oder verdrießlich über die Schulter zu blicken, ihre Hefte durchzusehen und ihnen gute, mittlere oder schlechte Noten zu erteilen.

Auch der Kleinste, der Seltsamste, der Einfältigste, der Dunkelste unter den Propheten und Aposteln hat auch dem frömmsten, gelehrtesten und scharfsinnigsten späteren Theologen gegenüber den nicht aufzuholenden Vorsprung, dass er unter seinen besonderen Gesichtswinkel und in seiner besonderen Art unmittelbar dem Gegenstand gegenüberstand, über den er gedacht, geredet und geschrieben hat. Die ganze spätere Gemeinde und alle spätere Theologie befand sich nie in einer vergleichbaren Stellung.

Die Theologie hat ihren Ort aber ein für allemal unterhalb des Ortes, den die biblischen Schriften einnehmen. Sie hat es sich gefallen zu lassen, dass die biblischen Schriften ihr über die Schulter blicken, ihre Hefte prüfen und Fehler anstreichen, weil sie hinsichtlich des Einen, worauf es ankommt, besser Bescheid wissen als sie.“

Karl Barth,
Einführung in die evangelische Theologie
6. Auflage 2006, 38-40.

Es gibt die Möglichkeit, dass Menschen nicht nach ihrem *Heil* fragen. Sie sind dann im strengen Sinne des Wortes heil-los. Manche sind mit dem Kleinen zufrieden – das ihnen vielleicht gar nicht so klein erscheint – , und verfehlen das Große, das für ihr Leben bestimmt ist. Andere suchen vielleicht ein Heil, das wirklich so groß ist, dass dieses Leben es nicht fassen kann, so etwas wie eine maximale Bewusstseinsausweitung. Doch die Erfahrungen, die sie machen, sind am Ende nur Erfahrungen mit sich selbst. Sie begegnen dabei nicht dem, der die Wirklichkeit ist: Gott. Dem begegnen wir in Christus allein.

Menschen können auch meinen, gar keine *Rettung* zu brauchen. Dass sie sich in einem Zustand befinden, der so ernst nun auch nicht ist. Oder wenn sie an Krisen in ihrem Leben denken, an Leid und Sinnlosigkeit, wollen sie doch nicht den Abgrund gewahr haben, in den wir geworfen sind, weil wir die Begegnung mit Gott scheuen. Dabei ist das die Wurzel von allen anderen Übeln.

Vielleicht gibt man auch zu, dass alles schon sehr schlimm sei, aber so schlimm, dass es einen Ort gibt, wo einem nur noch Hass entgegenschlägt und Schmerz gespürt wird, wo ewige Finsternis ist, weil wir unwiederbringlich von Gott getrennt sind – das könne es doch nicht geben. Meint man. Aber genau davor hat uns Christus errettet. Am Kreuz.

Es ist beliebt, in Jesus Christus nur einen Menschen zu sehen. Das passiert, faktisch, auch bei frommen Christen. Wenn nur von „Jesus“ die Rede ist, dann schwingt gelegentlich etwas davon mit, dass wir in Jesus nur den Menschen sehen wollen, den Freund, den, der auf einer Ebene mit uns ist. Es stimmt ja auch: Jesus ist Mensch, er ist auf einer Ebene mit uns gewesen, er ist uns Freund. Das ist er aber nur, weil er Mensch *geworden* ist, weil er sich auf eine Ebene mit uns *herabgelassen* hat, weil er uns ein Freund *geworden* ist. Er ist eben zugleich Gott: Gottes Sohn, gleichen Wesens mit dem Vater. Er ist zugleich Freund und Herr. Wenn wir einen anderen Jesus sehen wollen, dann sehen wir nicht den wahren Jesus Christus. Das untrüglichste Zeichen dafür, dass wir vor dem wahren Jesus Christus stehen, ist, dass wir ihn anbeten.

Reue, Mut und Liebe: Es kann sein, dass wir mit Jesus Christus schon zu tun haben wollen, aber nicht bereit zu Veränderungen in unserem Leben sind. Wir denken dann an Entlastungen in unserem Leben, an Trost, daran, dass er uns durchträgt, an religiöse Glücksgefühle usw. Das gibt er alles auch. Aber seine Gaben haben einen festen Kern: Reue für unsere Sünde, Mut, weil wir unsere Zuversicht auf Christus setzen, Liebe, weil er uns geliebt hat.

Ich glaube, wir sollen an diesem Christus-Tag unser Urteilsvermögen schärfen. Wir müssen unbedingt die Geister scheiden können, die uns und andere Menschen bewegen. Den Mut, den wir als Christen haben, sollen wir dazu gebrauchen, Kritik vorzutragen. Und wir sollen das mit Liebe tun. Einerseits sich nicht verkämpfen – dauernd nur Polemik tut uns nicht gut. Andererseits auch nicht an Falsches gewöhnen, weil es scheinbar keine großen, sichtbaren Frontlinien gibt. Doch wir leben in einer Gesellschaft, die zunehmend entchristlicht ist, das heißt auch: die aktiv entchristlicht. Und wir haben in den großen Kirchen mit starken Kräften zu tun, die diesen Prozess unterstützen.

Was ist in all dem unsere Aufgabe? Aufschauen zu Jesus Christus. Ihm allein. Und uns von ihm ernähren lassen, durch sein Wort, die Bibel. Und das müssen wir gemeinsam mit anderen Christen tun. Mit Menschen, die mit Ernst Christen sein wollen. Über alle Konfessionsgrenzen hinweg. Es ist das Gebot der Stunde, dass sich Christen zusammentun, voneinander lernen, gegenseitig bestärken und wachhalten. ■

Sven Grosse *ist Pfarrer der bayerischen Landeskirche und derzeit Professor für Historische und Systematische Theologie an der Staatsunabhängigen Theologischen Hochschule Basel.*
Dieser Text ist eine gekürzte Fassung seines Vortrags beim Christustag in München.

■ ***„Ich gehe fest davon aus, dass man im Himmel nicht Kaffee trinkt, sondern Wein. Wein ist ein eschatologisches Getränk, und ich trinke deswegen bereits hieniden schon Wein, um mich zu freuen auf das große Gelage im Himmel.“***

Sven Grosse auf die Frage von Moderatorin Sarina Pfauth: ***Mit welchem Kirchenvater würden Sie im Himmel gerne mal Kaffee trinken gehen?***

Weltweit bedrängte und verfolgte Christen

Das betrifft uns, weil wir gemeinsam Glieder am Leib Christi sind!

Von Pfr. Ernst Herbert

Dietrich Bonhoeffer hat Recht, wenn er sagt: „Weil Nachfolge Bindung an den leidenden Christus ist, darum ist das Leiden der Christen nichts Befremdliches“, denn das Neue Testament redet an vielen Stellen vom Leiden um Christi willen. Dass Christen bei uns in Deutschland diskriminiert und verfolgt werden, entspricht (noch) nicht unserer Wirklichkeit, denn die Kirchen gelten bei uns als gesellschaftlich relevante Kraft. Unsere Pfarrer und Dekane sitzen bei wichtigen Veranstaltungen meist in der ersten Reihe und werden als Ehrengäste begrüßt. Viele Christen im Iran oder in China sitzen jedoch wegen ihres Bekenntnisses zu Jesus Christus in Gefängnissen. Während bei uns die Kirchen mit ihren Kindertagesstätten und Beratungsdiensten, mit ihren Diakoniestationen und Seniorenheimen unverzichtbare Partner des Staates sind, gibt es Länder wie Afgha-

nistan oder Saudi-Arabien, in denen sich die wenigen Christen nur im Geheimen treffen können und von jeglicher gesellschaftlicher und politischer Mitverantwortung ausgeschlossen sind.
Jesus hat seinen Jüngern beides angekündigt. Einerseits die Aufgabe und den Zuspruch: *„Ihr seid das Salz der Erde“* und *„Ihr seid das Licht der Welt“*. Mit anderen Worten: ihr werdet gebraucht mit eurem Glauben, der in der Liebe tätig ist! Andererseits kündigt Jesus seinen Jüngern Verfolgung an: *„Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe... und ihr werdet gehasst werden von jedermann um meines Namens willen.“*

Egal ob Christen gesellschaftlich etabliert sind und gebraucht werden oder ob sie ausgegrenzt oder verfolgt werden – sie müssen sich in ihrer jeweiligen Situation bewähren. Wir Christen sind als Etablierte wie als Verfolgte untrennbar miteinander verbunden, weil wir gemeinsam Glieder am Leib Christi sind. Paulus sagt, dass sie sich miteinander freuen, wenn eines der Glieder Grund zu Freude hat und dass sie miteinander leiden, wenn ein Glied leidet!

Dass alle Christen und Gemeinden in Deutschland am Leid der Glaubensgeschwister in vielen islamisch geprägten oder kommunistisch regierten Ländern teilhaben, ist bedauerlicherweise nicht der Fall, aber es werden erfreulicherweise immer mehr. Sie informieren sich über deren Schicksal, treten in der Fürbitte für sie ein und beteiligen sich an Unterschriftenaktionen wie zur Freilassung des iranischen Pastors Youcef Nadarkhani oder der pakistanischen Katholikin Asia Bibi.

In mehr als 60 Ländern der Erde leben 200 Millionen Christen als Minderheiten, die nicht die gleichen Rechte haben. „OpenDoors“ bezeichnet 100 Millionen als Verfolgte. Jährlich veröffentlicht „OpenDoors“ einen „Verfolgungsindex“ mit den 50 Ländern, in denen die Christen am meisten zu leiden haben; dazu kommen monatlich aktuelle Berichte über jeweils ein Verfolgerland. Monatlich tut dies auch die „Hilfsaktion Märtyterkirche“, um nur zwei von mehr als zwanzig christlichen Menschenrechtsorganisationen zu nennen. Auch vom „Arbeitskreis Religionsfreiheit“ der Evangelischen Allianz“ können regelmäßig aktuelle Informationen und Gebetsanliegen bezogen werden.

Als Dekanatsbeauftragter zum Thema „Bedrängte und verfolgte Christen“ schreibe ich monatlich zwei „Stacheldrahtkerzen“-Informationen (aktuelle Ereignisse zur Fürbitte) und monatlich einen „Newsletter“ (entweder ein Länderbericht oder ein spezielles Thema). Wer für eine oder für beide Informationen in meinen Verteiler aufgenommen werden möchte, teile mir dies bitte unter eg.herbert@t-online.de mit. ■

„Kein unrevidierter Antisemit“

Debatte um Bischof Meiser geht weiter

Von Pfr. Gerhard Gronauer, Dinkelsbühl

Die Causa Meiser ist nicht abgeschlossen, wie die erneute Debatte um eine Umbenennung der Bischof-Meiser-Straße in Ansbach gezeigt hat. Anders als in Nürnberg und München stimmte die Mehrheit des Stadtrates Ende Januar für die Beibehaltung des Namens, und das zum zweiten Mal. Aus Anlass dieser Debatte lud die evangelische Kirchengemeinde in Dinkelsbühl den Historiker und ehemaligen Rektor der Universität Erlangen, Professor Gotthard Jasper, zu einem Vortragsabend; dabei sollten umstrittene Äußerungen des ehemaligen Landesbischofs Hans Meiser (1881-1956) erneut unter die Lupe genommen werden.

Jasper schilderte zunächst, wie Meiser, ein gebürtiger Nürnberger, vom dominierenden Nationalprotestantismus seiner Zeit geprägt war. Wie Ehe und Familie wurden hier auch Volk, Nation und Staat als Schöpfungsordnungen Gottes angesehen, die den Einzelnen in die Pflicht nahmen und ihm Treue und Loyalität abforderten. Die Mehrheit der deutschen Protestanten liebte deshalb „ihr“ Wilhelminisches Kaiserreich; dessen Untergang im Jahr 1918 überwanden die meisten denn auch lange nicht. Den Versailler Vertrag, der Deutschland die alleinige Kriegsschuld zuschrieb und zu harten Reparationszahlungen zwang, empfanden sie als ein auf Lügen basierendes Diktat. Das erkläre, wieso gerade die Protestanten für die Versprechen der NSDAP so empfänglich waren.

In der Weimarer Republik wiederum erblickten die meisten Evangelischen einen Ausverkauf christlicher Werte auf der Grundlage einer von ihnen abgelehnten liberalen Moderne. Diese angeblich nicht mehr auf Werten basierende Moderne, die sich in Liberalismus, Kapitalismus und Kommunismus zeige, wurde fälschlicherweise „jüdischem Einfluss“ zugeschrieben. Das war das Einfallstor für eine antisemitische Denkweise, wie sie sich auch in einem Aufsatz Meisers aus dem Jahr 1926 fand. Der Aufsatz „Die evangelische Gemeinde und die Judenfrage“, der bereits in den 1970er Jahren wissenschaftlich untersucht und vor zwanzig Jahren in einer Dokumentation komplett abgedruckt worden war, war maßgeblich verantwortlich für die Diskussionen der jüngeren Zeit.

Meiser teilte in diesem Aufsatz die beschriebenen antisemitischen Vorurteile; die Stoßrichtung des Textes, so Jasper, sei aber eine andere gewesen. Auslöser des Textes war die extrem judenfeindliche Agitation von Julius Streicher in Nürnberg, der eine Verbannung der Juden aus der Gesellschaft und einen Ausschluss der Christen jüdischer Herkunft aus der Kirche sowie ein Verbot der Judenmission forderte. Meiser widersprach nun Streicher und behauptete, dass die vermeintlich negativen Einflüsse durch Juden (Liberalismus, Kapitalismus, Kommunismus) aufhören würden, sobald ein Jude Christ werde. Damit wandte er sich gegen die Forderung eines Ausschlusses von damals so genannten

Judenchristen aus dem kirchlichen Leben. Und er schrieb seinen Gegnern, den Nürnberger Radau-Antisemiten, ins Stammbuch, dass die „Pflicht christlicher Nächstenliebe auch gegen unsere jüdischen Volksgenossen“ gelte: „Der Kampf gegen das Judentum hat unter uns solche Formen angenommen, dass alle ernsten Christen förmlich genötigt sind, sich schützend vor die Juden zu stellen, damit nicht der christliche Name vor aller Welt verunglimpft werde.“ Trotz seines theologischen Antijudaismus, wonach die Juden als Schuldige am Tod Jesu als ruheloses Volk in der Zerstreuung leben müssten, ermahnte er seine Zeitgenossen, die Juden „mit Freundlichkeit“ zu grüßen, „mit Selbstverleugnung“ zu tragen und „mit Liebe“ zu erquicken. Zusammenfassend sei festzustellen, so Jasper, dass Meiser in seinem antijudaistischen und antisemitischen Denken der Mehrheit der Protestanten folgte, den trendigen Radau-Antisemitismus aber als unchristlich brandmarkte.

Eine solche Differenzierung sei nötig, um Meisers Wirken während der NS-Zeit zu verstehen. Seine Übereinstimmung mit dem Denken der protestantischen Mehrheit förderte seine Berufung zum Amt des Landesbischofs im Jahr 1933. Meisers langjähriges Wirken sei dadurch gekennzeichnet gewesen, dass er antisemitische Stereotype teilte und gleichzeitig als Gegner von Julius Streicher und Adolf Hitler auftrat. Dieses „Doppel-Leben“ habe sich auch bei einem 2006 erstmals diskutierten Brief Meisers an den Reichsfinanzhof aus dem Jahr 1943 gezeigt: Einerseits wertete der Landesbischof in diesem Schreiben das seinerzeitige Judentum antisemitisch ab, andererseits attackierte er mutig die aktuelle NS-Politik.

Auf Meisers Ruf als Gegner Hitlers hätten die Benennungen von Straßen und Gebäuden nach seinem Tod 1956 beruht. Für Professor Jasper war Meiser jedoch kein „Held“, wie man noch in den 1950er Jahren glaubte. Zu sehr sei er während der NS-Zeit in ungute Entwicklungen verstrickt gewesen. Jasper würde deshalb heute keine neue Straße und kein weiteres Gebäude mehr mit dem Namen des ehemaligen Landesbischofs schmücken. Gleichermaßen war der Erlanger Professor aber gegen die im Jahr 2006 vollzogenen Umbenennungen der Meiser-Straßen in Nürnberg und München sowie des Meiser-Hauses in Neuendettelsau. Anträge auf Umbenennungen hätten, so Jasper mit Blick auf die jüngste Entscheidung in Ansbach, mehr mit der Politik in den Stadtratsgremien und den Profilierungsversuchen bestimmter Fraktionen zu tun als mit historischen Erkenntnissen.

Eine „Abbenennung“ ist in den Augen des Erlanger Professors immer ein „Unwerturteil“: Durch die Aberkennung des Namens komme die gesamte Person in Misskredit und falle in öffentliche Ungnade; dies sei schlimmer als wenn nie eine Straße oder ein Gebäude nach einem Menschen benannt worden wäre. Und tatsächlich: Dadurch, dass eine Nürnberger Zeitung im Jahr 2006 Meiser als „Nazi-Bischof“ titulierte, bleibe dieser als der *eine* kirchliche Nazi in öffentlicher Erinnerung, während der *eigentliche* Nazi-Bischof, „Reichsbischof“ Ludwig Müller, kaum mehr bekannt sei.

Dass auch Umbenennungen Probleme mit sich bringen können, darauf habe im Fall der ehemaligen Meiserstraße in München, die nun Katharina-von-Bora-Straße heißt,

der Theologe Friedrich Wilhelm Graf hingewiesen. Mit Blick auf den peinlichen Sachverhalt, dass Luthers letzter Brief an seine Ehefrau diese als eine noch größere Judenfeindin erscheinen lasse als es der Reformator selber war, fragte Graf: „Wird Judenfeindschaft geschichtspolitisch erträglicher, wenn sie 500 Jahre zurückliegt?“

Jasper resümierte, dass die pauschale Apostrophierung Meisers als „antisemitischer Landesbischof“ entschieden zu kurz greife und vor allem dem späteren Meiser nach 1945 nicht gerecht werde. Im Juli 1946 bekannte Meiser auf der Landessynode in Ansbach: „Wir haben oft genug versagt.“ Und: „Die Echtheit der Buße erweist sich darin, dass man seine Fehler, soweit Gott Gnade gibt, in Zukunft vermeidet.“ Dies könne als ein Schuldbekenntnis gedeutet werden, auch wenn Meisers Worte unkonkret und unpersönlich geblieben seien. Im gleichen Monat teilte Meiser den Delegierten des Lutherischen Weltkonvents in Uppsala mit: „Wir dürfen nicht die Sünden der anderen bekennen, sondern nur unsere eigenen. Wir nehmen alles als ein Gericht Gottes hin, weil unser Volk die Juden so schlecht behandelt hat.“ Jasper lehnt es solcher Worte wegen ab, von einem angeblich „unrevidierten Antisemitismus“ des ehemaligen Landesbischofs zu reden, wie das Kritiker Meisers in den letzten Jahren immer wieder versucht hätten.

Was können wir aus all dem für uns lernen? Meisers Verstricktheit in antisemitische Tendenzen seiner Zeit sollte uns jedenfalls nicht zu einem vorschnellen „Unwerturteil“ verleiten, mit dem wir uns selbst als die besseren Menschen darstellen. Vielmehr sollte uns die Biographie des früheren Landesbischofs selbstkritisch fragen lassen, wo wir heute in antisemitische Denkkategorien hinein gleiten und wo heute ein falscher Zeitgeist den Blick auf das Evangelium trübt. ■

Stille finden im Alltag – Inseln der Stille schaffen

Von Sr. Evelyn Dluzak

Stille finden im Alltag – dafür gibt es in einer Diakonie-Gemeinschaft vorgegebene Orte und Zeiten: Die Morgenandacht, das Mittagslob, verschiedene Möglichkeiten des Abendgebetes. Es gibt den Wochenschluss am Samstagabend, uns steht ein Raum der Stille zur Verfügung, und ich kann mich mit Schwestern zum gemeinsamen Gebet verabreden.

Zuletzt habe ich jedoch einige Jahre als Predigerin im Bezirk Weißenburg der Landeskirchlichen Gemeinschaft gearbeitet. Das war schon eher „ganz normales Leben" – da deckt mir keiner den Tisch, da kocht niemand für mich. Den Rahmen für das geistliche Leben muss ich mir auch selbst schaffen. (Wobei ich es in einem Punkt sicher leichter habe: Als allein lebende Frau ohne Kinder habe ich sicher mehr Freiräume als jemand, der von der Familie umgeben und gefordert ist.)

Finden

Es gibt sie, die Zeiten der Stille im Wochenablauf. Zum Beispiel ein wohltuender Sonntagsgottesdienst, in dem ich mich geborgen weiß in der guten Nähe des barmherzigen Gottes. Da genieße ich die Musik, freue mich an den Liedern, berge mich in Bibelworten und Gebeten. Oder eine inspirierende Runde in der Gemeinde, wo wir wirklich und wahr miteinander ins Gespräch und vor Gott kommen. Oder ein Spaziergang, auf dem ich wie zum ersten Mal die Vielfalt und Schönheit der Werke Gottes in mich aufnehme und den Schöpfer lobe. Das sind Inseln der Stille, wo ich vor Gott Atem holen kann. Sie gilt es zu pflegen und einzuüben. Sie sollen nicht die Ausnahme sein, sondern mir in Fleisch und Blut übergehen. Der Hebräerbrief (Kap. 5,14) weiß etwas von „durch steten Gebrauch geübte Sinne".

Als Bibelleser, Christenmenschen und Menschen mit Lebenserfahrung wissen wir: es gibt auch starke Strömungen, die uns von der Stille wegziehen. Die Arbeit, die Verpflichtungen, die Familie, ja auch die Mitarbeit in der Gemeinde. Was meist zuerst darunter leidet, ist die Stille, das Leben mit Gott. Nicht an der Arbeit, nicht an den Verpflichtungen wird gespart, wenn das Alltagsmeer braust, sondern an der Stille. Das merkt ja keiner – so meinen wir. Und auch wir selber merken es nicht sofort. Aber wenn wir es merken, dann ist schon spät. Also lautet der Auftrag an einen verantwortungsvollen Christenmenschen: „Inseln der Stille schaffen". Dabei geht es ums Einüben, damit diese Inseln nichts Besonderes, Außergewöhnliches sind, sondern immer gefunden werden, auch wenn es um uns stürmt und tost.

Dem Tag eine Struktur geben

Sie wissen es und auch die Lektüre der Bibel macht es uns immer wieder klar: Der Tag beginnt nicht mit dem Klingeln des Weckers am Morgen. Der neue Tag beginnt mit dem Schlafengehen am Abend zuvor.
Das bedeutet, ich stolpere nicht einfach todmüde vom Fernsehsessel oder dem Computer oder den Einweckgläsern direkt ins Bett. Sondern ich halte noch einmal kurz inne und lasse den Tag an mir vorüber ziehen. Was gab es da? Wer ist mir begegnet? Was ist gelungen: Danke, lieber Vater im Himmel! Was ist misslungen? Danke, dass ich das abgeben kann und nicht in den neuen Tag schleppen muss. Wo hat Gott mich heute „umarmt"? Das heißt: Wo ist er mir – durch freudiges, aber auch durch leidvolles Geschehen – ganz nahe gekommen? Ich darf einen Tag in Gottes Hände zurücklegen.

Der **Morgen**: Es ist ja nicht nur das Getriebe, das Gehetze, mit all den Anforderungen, die auf mich warten. Gott selber erwartet mich schon, wenn ich meine Augen aufschlage. Ich will ihm „guten Morgen" sagen. Ob das eine „Stille Zeit" sein kann oder ob es die Kompaktversion in Form von Losung und Lehrtext ist, das hängt von Ihrem Lebensrhythmus und Ihren Hausgenossen ab. Manche besorgen sich die Losungen im Karteikasten, und kleben das Wort für den Tag an die Kühlschranktür oder stecken es in den Geldbeutel. Da kann ich immer wieder drauf schauen und es in mir Wurzeln schlagen lassen.

Der **Vormittag** stellt mir die Frage: wem gehöre ich? Gehöre ich der Arbeit, der Familie, gehöre ich mir? Ich gehöre Gott! Und wie kommt das zum Ausdruck? Ich lebe in einer Gegend, die das „Elf-Uhr-Läuten" kennt. Sobald ich es höre, unterbreche ich meine Tätigkeit und spreche

***Sr. Evelyn Dluzak** ist seit 1981 Diakonisse in der Diakonie-Gemeinschaft Puschendorf. Sie ist Vorsitzende des Schwesternrates und Mitglied der Hausleitung der Diakonie-Gemeinschaft. Sr. Evelyn gehört auch dem Vorstand des Gnadauer Verbandes in Deutschland an.*

Was ich gerne tue:

- *Von der Liebe und Menschenfreundlichkeit Gottes erzählen; deshalb war ich einige Jahre als Predigerin in Landeskirchlichen Gemeinschaften tätig; zuletzt bis Ende Juni 2012 in Weißenburg*
- *Dem Reichtum der Bibel und dem Wirken Gottes in der Geschichte der Kirche nachdenken; deshalb arbeite ich in der Kurzbibelschule und im Kolleg für Gemeindedienst*
- *Die Gaben Gottes in Seiner Gemeinde entdecken und einen Ort gestalten, an dem Menschen Heimat bei Gott finden können; deshalb lebe ich in Lebensgemeinschaft.*

das bekannte Friedensgebet: „Verleih uns Frieden gnädiglich, Herr Gott zu unsern Zeiten. Es ist ja doch kein andrer nicht, der für uns könnte streiten, denn du unser Gott alleine“ Kein großer Aufwand und doch ist es ein kurzes Atemholen in der Ewigkeit, in der Nähe Gottes. Es funktioniert auch beim Zwölf-Uhr-Läuten ...

Vielleicht gehören Sie zu den Menschen, die das Geschenk des Körpers entdeckt haben und sich ab und zu durch **Bewegung** Gutes tun. Von einem Dozenten an unserem Kolleg für Gemeindedienst habe ich das „spiritual walking“ übernommen. Sie können es auch einfach „Spaziergang mit Gott“ nennen. Klingt gut, tut gut und ist denkbar einfach. Wie geht's? Sie gehen zügig eine Strecke und geben einem bestimmten Abschnitt eine kleine „Liturgie“. Zum Beispiel:

- Sie stellen sich ausdrücklich in die Gegenwart des dreieinigen Gottes, indem Sie sprechen: *„Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“*.
- Sie sprechen das *Glaubensbekenntnis* – auf dieser Grundlage stehen Sie.
- Sie sprechen das *Vaterunser* – die Worte, die Jesus seinen Leuten gegeben hat, bis er wiederkommt.
- Sie sprechen einen *Psalm* (evtl. Psalm 23) – Sie begeben sich in die Heilslinie Gottes, der zu Seinen Verheißungen steht.
- Sie singen ein *Loblied* – ob von Paul Gerhardt oder Albert Frey, das ist egal. Hauptsache, Sie geben Ihrem Schöpfer damit die Ehre.
- Sie enden mit einem kräftigen *„Amen“* – so ist es! Auch wenn der Alltag oft eine andere Sprache zu sprechen scheint.

Haben Sie eine Insel gefunden, die Ihnen entspricht? Oder haben Sie eine Anregung bekommen? Vielleicht entdecken Sie eigene Inseln in Ihrem Alltag. Ich habe nicht über Musik gesprochen, nicht über die regelmäßige Bibellektüre. Ich habe nichts über die vielen guten Bücher gesagt, die auf dem Markt sind. Auch nichts über Tage der Stille im Gästehaus der Diakonie-Gemeinschaft. Das Angebot ist groß. Es geht nicht um die Fülle. Die Fülle erschlägt uns manchmal. Es geht ums Einüben. Es geht darum, die eigene Form zu finden, sie einzuüben, „durch steten Gebrauch geübte Sinne“ zu bekommen.

Warum Konkurrenz eine belebende Wirkung hat ...

... und gegenseitiges Vertrauen die Basis für die Zusammenarbeit ist.

LKG-Verbandsinspektor Konrad Flämig zum neuen Predigergesetz

ABC-Nachrichten: Die Landessynode hat bei ihrer Herbsttagung das neue Predigergesetz beschlossen, mit dem das Miteinander von Landeskirche und landeskirchlichen Gemeinschaften geregelt wird. Was bedeutet das Gesetz für die Gemeinschaften?

Flämig: Das Predigergesetz ist ein Signal, dass der Pietismus als Gesprächspartner ernst genommen wird und dass es ein deutliches Ja dazu gibt, dass der Pietismus mit seinen Freien Werken zur Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern (ELKB) gehört. Für uns als Gemeinschaftsverbände heißt das, dass wir einen Platz für unsere Anliegen haben: Menschen zum Glauben einzuladen, sie in der Nachfolge zu stärken und ihnen geistliche Heimat und Möglichkeit zur Mitarbeit anzubieten. Ich sehe es auch als ein deutliches Signal der Akzeptanz, dass wir für die Erscheinungsform als Freies Werk Gestaltungsraum innerhalb der Landeskirche erhalten, ohne dass wir uns immer wieder legitimieren müssen, ob wir denn auch wirklich zur Kirche gehören. Die Geschichte der letzten 100 Jahre hat gezeigt, dass es sehr viel Segensreiches im Verhältnis zwischen Gemeinschaften und ELKB gibt. In der alltäglichen Praxis gibt es jede Menge vertrauensvolles Miteinander oder Nebeneinander. Und dort, wo es eher konfliktträchtig ist, wo Verletzungen den Ton bestimmen, ist der gesetzliche Rahmen besonders notwendig, damit die Konfliktbereiche entschärft, geklärt oder wenigstens eingegrenzt werden können.

Für uns als Gemeinschaften bedeutet es auch, dass wir dort, wo wir im Auftrag der ELKB Aufgaben wahrnehmen, diese im Einklang mit der Kirche gestalten. Da werden wir sicher noch manches dazulernen müssen, besonders was Verwaltungsvorgänge betrifft.

Allerdings ist das Predigergesetz nicht der letzte Baustein. Zurzeit geht es in der kirchlichen Gesetzgebung um die regionale Vereinbarung zwischen den Dekanaten und den Landeskirchlichen Gemeinschaften. Da wird dann die Beziehung nicht von der Beauftragung her, sondern auf lokaler Ebene ausgestaltet.

ABC-Nachrichten: Am meisten diskutiert wurde im Vorfeld die Frage, ob Prediger der Gemeinschaftsverbände auch taufen dürfen. Das ist nun möglich, allerdings unter recht restriktiven Bedingungen. Reicht das? Oder besteht die Gefahr, dass sich erneut einzelne

Gemeinschaften zu Gemeinden entwickeln, die in Konkurrenz zur Landeskirche stehen?

Flämig: Zunächst: Konkurrenz ist für mich kein negativer Begriff. Ich stamme aus der ehemaligen DDR, da gab es weder in der Wirtschaft noch in der Politik Konkurrenz – das hat die Kreativität gemindert, der Qualität der Produkte geschadet und die Möglichkeiten der Mitwirkung eingeengt. Deshalb habe ich keine Angst vor Konkurrenz, sondern sehe eher die belebende Wirkung. Es wird zwischen Gemeinden, Freien Werken, Kirchen und Freikirchen immer einen Vergleich geben, sofern wir auf den gleichen Feldern Angebote unterbreiten. Wenn eine gute Idee auftaucht, werden wir voneinander profitieren, die Ideen der anderen adaptieren bzw. sie für unsere eigenen Kirchen, Gemeinschaften oder Gruppen weiterentwickeln. Das ist ein normaler Vorgang. Wenn sich Menschen gewinnen lassen und das Evangelium nicht unglaubwürdig wird, sehe ich das positiv. Wir alle haben Konkurrenz: durch lebendige Kirchengemeinden, durch Freie Gemeinden, durch neu entstehende Personalgemeinden von Gemeindegründern, durch andere Freie Werke oder Jugendverbände, durch neue Initiativen und manchmal auch durch Landeskirchliche Gemeinschaften, die zu einem anderen Verband gehören. Niemand kommt gezwungenermaßen zu uns. Alle sind freiwillig dabei, und das sind in unserem Gnadauer Dachverband in Deutschland immerhin 38 Gemeinschaftsverbände, 6 Jugendverbände, 16 Diakonissen-Mutterhäuser, 11 theologische Ausbildungsstätten und 7 Missionsgesellschaften, in denen sich mehr als 200.000 Leute engagieren.
Dass es bei der Tauffrage am meisten Bauchschmerzen gibt, kann ich gut verstehen. Es geht ja nicht nur um die Taufe als Sakrament, sondern auch um die konkrete Gemeinde, die ein Christ zur geistlichen Entwicklung und zum geistlichen Leben braucht. Da müssen wir in den Landeskirchlichen Gemeinschaften (LKG) noch einmal intensiv unser Gemeindeverständnis klären. Nach unserem Verständnis sind wir Evangelische Kirche und müssen nicht erst etwas werden. Wer zu den Gemeinschaften kommt, erlebt eine Form, wie Evangelische Kirche zu erleben ist. Keiner wird je „die ganze Kirche“ erleben, sondern jeweils so, wie sie vor Ort, im freien Werk oder in einer Kommunität erlebbar ist. Und jeder entscheidet, wie intensiv er geistliches Leben praktizieren will und an welcher Stelle er das innerhalb der Kirche tut. Wir werden zum einen Leute haben, die ihr geistliches Leben vorwiegend innerhalb einer Kirchengemeinde leben und nur hin und wieder eine LKG in Anspruch nehmen. Zum anderen werden wir auch erleben, dass Leute ihr geistliches Leben fast ausschließlich innerhalb einer LKG praktizieren. Wir werden uns aber aufgrund unseres Selbstverständnisses als LKG immer intensiv bemühen, das geistliche Leben der Getauften zu fördern. Dass man sich in der Tauffrage nur vorsichtig öffnet, ist ein guter und wichtiger Anfang. Es hat sich auch bei anderen Themen (z.B. beim Abendmahl) gezeigt: Wenn die Praxis im Stil gegenseitigen Vertrauens gelingt, dann wird sich auch die Beziehung weiterentwickeln.

ABC-Nachrichten: Wie geht es weiter im Verhältnis zwischen der Landeskirche, die sich theologisch mehr und mehr liberal zeigt, und den theologisch konservativen landeskirchlichen Gemeinschaften?

Aus den Gemeinschaften

Flämig: Wir verstehen die ELKB als ein großes Dach, unter dem verschiedene inhaltliche Akzente des Glaubens Platz haben. Der Glaube kennt verschiedene Ausdrucksformen und nicht jeder wird seinen Glauben so leben, wie wir das in den Gemeinschaften tun. Wir leiden allerdings an manchen Stellen ganz kräftig, wo sich unsere geistlichen Anliegen, unsere theologische Schwerpunktsetzung mit dem reiben, was Landeskirche oder universitäre Theologie vertreten. Wir haben Mühe, wenn biblische Aussagen entwertet werden, wenn zum Beispiel der Sühnetod Jesu in Frage gestellt wird. Wir haben auch Mühe, wenn klare biblische Aussagen in ethischen Fragen beiseite gesetzt werden. Wir sehen uns da allerdings nicht als einsame Missverstandene. Zum einen gibt es innerhalb der ELKB eine ganze Reihe Personen und Werke, die wie wir an dieser Entwicklung leiden und sich ebenso wie wir zu Wort melden. Zum anderen stehen wir gern, fröhlich und konsequent für unsere Art ein, die Nachfolge Christi zu leben. Wir vertreten legitime theologische Positionen, auch wenn uns mancher als bedauernswert zurückgeblieben einzustufen scheint. Konservativ ist für mich jedenfalls kein Schimpfwort, sondern steht für wertvolle und werterhaltende Theologie. Und jede wie auch immer etikettierte Theologie muss sich am Urteil Gottes messen lassen, wie sie zum Bau des Reiches Gottes in dieser Welt beiträgt.

Dass wir uns nicht nur an der Landeskirche freuen sondern auch an ihr leiden, begleitet die Landeskirchlichen Gemeinschaften übrigens von Anfang an. Das wird in der unvollkommenen Welt, in der Welt der „Tische und Bänke“ so bleiben, bis der Herr wiederkommt. Die Schlüsselfrage ist: Wenn wir uns organisatorisch trennen und die „181. Freikirche“ in Deutschland gründen – wird das dem Reich Gottes gut tun? Wir sind ja nicht die ersten, die sich mit dieser Frage herumschlagen. Wir sind der Überzeugung, dass eine organisatorische Trennung keines unserer Probleme lösen würde – und es auch keine Erweckung in Deutschland gäbe, wenn wir diesen Weg gingen. Wir leben in einem nachchristlichen Europa, wo wir Einzelne für die Nachfolge gewinnen können. Und wenn wir ehrlich sind: Viel Gemeindewachstum ist Transferwachstum und keine „Heidenmission“. Wir sind der Überzeugung, dass es in der Landeskirche Freie Werke braucht, die geistliches Leben praktizieren, die frische Ausdrucksformen des Glaubens haben und die aufmerksam auf die Signale der Menschen reagieren können, mit denen wir leben.

Wie es weitergeht zwischen Landeskirche und Gemeinschaften? Nun, da hoffe ich auf eine gute Partnerschaft bei aller Verschiedenheit, und zwar um des Reiches Gottes willen. Und ich wünsche mir gute Rahmenbedingungen für ein eigenständiges Profil der Gemeinschaften, die zum Reichtum und zur geistlichen Vielfalt in der Evangelischen Landeskirche beitragen.

ABC-Nachrichten: Danke für diese Impulse. ■

Konrad Flämig *ist seit 2008 als Verbandsinspektor geistlicher Leiter des Landeskirchlichen Gemeinschaftsverbands Bayern (Puschendorf). Zuvor war der gebürtige Sachse, der eine Lehre als Büromaschinenmechaniker absolvierte und Theologie am „Paulinum“ in Berlin studierte, als Jugendreferent, Prediger, Verlagsleiter und Bildungsreferent tätig. Er ist verheiratet und hat fünf Töchter.*

Termine

27. April 2013 *9.45 - 15.30 Uhr*
***Studientag** mit Altbischof Dr. Gerhard Maier: **„Rätselbuch – Endzeitbuch – Trostbuch? Wie wir die Offenbarung recht lesen und verstehen“**.*
Näheres unter:
www.hensoltshoehe.de

18. – 20. Mai 2013 ***Pfingsttagung***
*in Bobengrün unter dem Leitmotto **„Gott gibt dich nicht auf“**, u.a. mit Roland Werner (CVJM), Stefan Kiene (Fackelträger) und Jele Mailänder (LUX-Jugendkirche) Näheres unter:*
www.pfingsttagung-bobengruen.de

18. – 20. Mai 2013 ***Pfingsttreffen des Christlichen Jugendbunds** in Puschendorf mit dem Evangelisten Andreas Boppart (Schweiz)*
Näheres unter: www.cjb.de

12. – 14. Juli 2013
Bibelwochenende
***„Tausend Jahre und ein Tag“** – Einführung in das Alte und Neue Testament mit Prof. Dr. Thomas Kothmann und Pfr. Hans-Hermann Münch in Neuendettelsau*
Näheres unter:
www.gesellschaft-fuer-mission.de

2. – 15. August 2013
***Bibelfreizeit für Familien in Dänemark** mit Pfr. Gerhard und Monika Muck.*
Näheres unter:
www.christusbruderschaft-falkenstein.de

3. Oktober 2013 *10 – 17 Uhr*
Missio 2013
… einfach vom Glauben reden
Impulstag für Mitarbeitende

Das Hauptreferat bei diesem dritten Missio-Tag nach 2007 und 2011 hält der anglikanische Bischof John Finney. Er war der erste Vorsitzende der „Dekade der Evangelisation“, die 1988 von der Vollversammlung der anglikanischen Bischöfe ins Leben gerufen wurde. Mit seinem Buch „Wie Gemeinde über sich hinauswächst. Zukunftsfähig evangelisieren im 21. Jahrhundert“ wurde er auch in Deutschland bekannt. Außerdem wird es zahlreiche Foren und Workshops geben, die dazu beitragen sollen, die Sprachfähigkeit im Glauben zu stärken. Ein Podiumsgespräch, das vom ABC-Sprecher und Landessynodalen Hans-Joachim Vieweger geleitet wird, sowie ein Gottesdienst runden den Tag ab.

Weitere Informationen und Anmeldung (demnächst) unter
www.missio2013.de

Neues vom ABC

Am 2. Februar hat sich der Arbeitskreis Bekennender Christen in Bayern (ABC) als Verein gegründet – und das nach mehr als 20 Jahren inhaltlicher Arbeit. Damit ist auch schon gesagt: Inhaltlich soll sich nicht viel ändern, die Arbeit soll lediglich auf ein stabileres Fundament gestellt werden, insbesondere auch finanziell. So haben wir ein neues Spendenkonto (EKK Kassel, BLZ: 520 604 10, Konto-Nr. 297 518); wir danken aber auch der Gesellschaft für innere und äußere Mission i.S. der lutherischen Kirche, die diese Aufgabe in den vergangenen Jahren für den ABC übernommen hat.

Der Dienst des ABC wird sich weiterhin in zweierlei Gestalt vollziehen: Zum einen in der theologischen Klärung strittiger Fragen, zum anderen in der Ermutigung zum Glauben an den dreieinigen Gott und damit der Bestärkung, in seiner Kirche zu bleiben. Näheres zum Selbstverständnis ist unserer Internet-Seite www.abc-bayern.de zu entnehmen.

Sie können uns sehr helfen, wenn Sie diese ABC-Nachrichten an Interessierte weitergeben; geben Sie uns ggfs. Bescheid, wenn wir Ihnen weitere Exemplare zusenden können (Mail: info@abc-bayern.de bzw. Tel. 089 – 7000 9188).

Hans-Joachim Vieweger
2. Vorsitzender und Sprecher des ABC

Ich möchte den ABC unterstützen und trete dem ABC-Freundeskreis bei:

Name _____

Vorname _____

Adresse _____

_____

Telefon _____

Email-Adresse _____
(wichtig, um aktuelle Informationen kostengünstig versenden zu können)

Ich bin bereit, den ABC ☐ *monatlich* ☐ *jährlich*

mit EUR _____ *zu fördern. (fakultativ)*

Meine/unsere Adresse hat sich geändert:

Name _____

Adresse _____

_____

Bitte senden Sie mir ____ *weitere Exemplare der ABC-Nachrichten.*

Ort, Datum _____ *2013*

_____
Unterschrift

In meines Herzens Grunde
dein Nam und Kreuz allein
funkelt all Zeit und Stunde,
drauf kann ich fröhlich sein.

Erschein mir in dem Bilde
zu Trost in meiner Not,
wie du, Herr Christ, so milde,
dich hast geblut‘ zu Tod.

Valerius Herberger
(EG 523,3)

Johann Sebastian Bach
hat diesen Vers in der
Johannes-Passion vertont.

Impressum

Herausgeber
ABC - Arbeitskreis Bekennender Christen in Bayern ***www.abc-bayern.de***

Verantwortlich Till Roth (1. Vorsitzender)
Rosenstraße 2, 96257 Redwitz a.d. Rodach,
Telefon 09574-4315

Redaktion Hans-Joachim Vieweger (2. Vors.)
Kleinhaderner Straße 30b, 80689 München
Telefon 089-7000 9188

Bankverbindung
Evangelische Kreditgenossenschaft
Konto 297 518 *BLZ 520 604 10*
Kennwort: ABC

Der ABC finanziert sich über Spenden und Beiträge seiner Mitgliedsgemeinschaften. Wir freuen uns über Ihre Unterstützung.

Foto: Fotolia